Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Mirow : Festschrift 1227-1927

Mirow: Verlag des Heimatvereins, 1927

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Mirow

Festschrift 1227-1927



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0001

Mirow
Festschrift 1227–1927

Im Auftrage der Stadt Mirow
und des
Mecklenburg-Strelitzer Vereins
für Geschichte und Heimatkunde
herausgegeben
von
Hans Witte

Mirow 1927

Verlag des Heimatvereins, Ortsgruppe Mirow
(Max Gerchow, Mirow)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0002

Buchdruckerei der Landeszeitung
Neustrelitz i. Meckl.



1927. XIII. 4.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0003

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mirow im August. Von Frida Schanz 1
Urgeschichte des Landes Turne. Von Walter Karbe 2
Geschichte von Mirow. Von P. Dinse 12
Kirche, Fürstengruft und Schlösser. Von K. Hustaedt 19
Ein Fürstengrab. Von Fr. Winkel 34
Vom Mirower Pfarrhaus und der Familie Giesebrecht. Von Fr. Winkel 35
Das Lehrerseminar in Mirow. Von Fr. Witte 49
Handwerk und Gewerbe in Mirow. Von C. A. Endler 56
Ausschnitte aus der Flora von Mirow. Von B. Schnell 60
Mirows Umgebung. Von Max Gerchow 64
Die Mirower Flurnamen und ihre Bedeutung. Von E. Dinse . . . 67
Das Hasselhorn. Von W. Karbe 72
Kleine Mitteilung: Ein Bär in der Gegend von Mirow. Von H. Witte 75
Mirower Geschichten. Von B. S. 76
Zusammenstellung der Mirower Sehenswürdigkeiten 79

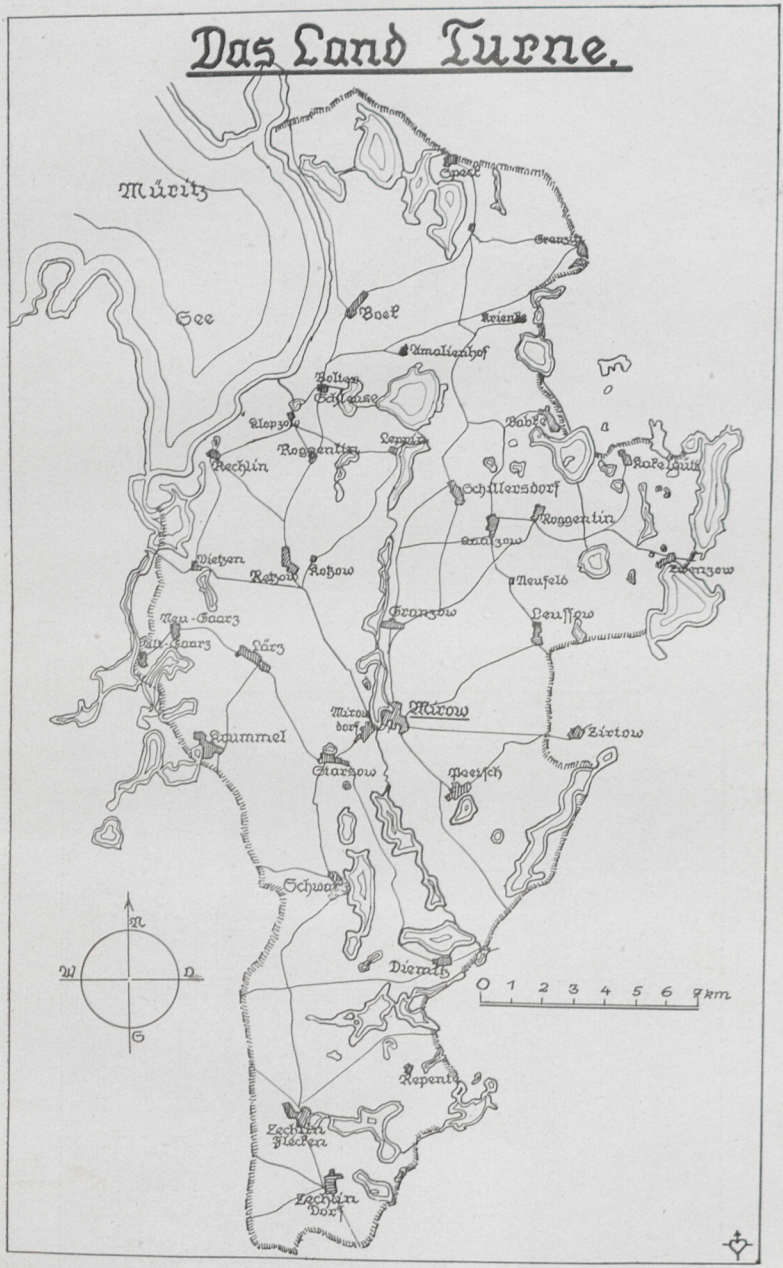
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0004

Verzeichnis der Abbildungen.

1. Titelbild: Kirchturm, von M. Gerchow.
2. Karte des Landes Turne. Entwurf von W. Karbe. Zeichnung von O. Stoltzenburg.
3. Gesamtansicht.
4. Torhaus, jetzt Rathaus.
5. Grundriß der Kirche.
6. Inneres der Kirche.
7. und 8. Taufschalen.
9. Grabinsel.
10. Schloß.
11. Schloß, Audienzzimmer.
12. Schloß, Schlafgemach.
13. Schloß, Saal.
14. Kavalierhaus.
15. Müritzstrand.

Nr. 3—8 einschl., 11—14 einschl. sind mit Genehmigung des Ministeriums den Meckl.-Strel. Kunst- und Geschichtsdenkmälern entnommen, Nr. 9, 10 und 15 von der Stadt Mirow zur Verfügung gestellt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0005



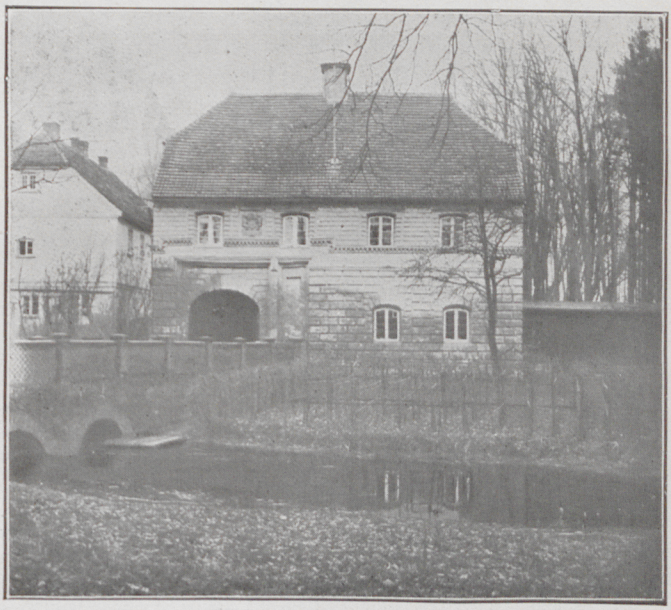
Karte des Landes Turne.

Entwurf von W. Karbe. Zeichnung von Otto Stoltzenburg.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0006



Gesamtansicht.



Torhaus, jetzt Rathaus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0007

Mirow im August.

Von Frida Schanz.*)

Das Grünspandach der Kirche schimmert fein.
Schierling umspinnt den Friedhof dick mit Spitzen. —
Im Schloß der Ahnenbilder dunkle Reihn — —
Gemalte Edelsteine sprühn und blitzen.
Traumstill die kleine Stadt. Waldwogen dunkeln.
Ehrfürchtig-totenstill die Fürstengruft,
Wo auf den Särgen Kronen leise funkeln. — —
Ein „Jagd ist aus“ — — schwebt geisternd in der Luft.

*) Mit gütiger Erlaubnis der Dichterin entnommen der Gedichtsammlung „Deutsche Landschaften. Ein kleines Bilderbuch in Versen. Heimatgruß für unsere Feldgrauen von Frida Schanz. Als Manuskript gedruckt.“ S. 22.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0008

Urgeschichte des Landes Turne.

Von W. Karbe, Neustrelitz.

Mecklenburgische Urgeschichten sind schon öfter in Erscheinung getreten. Kein Geringerer als Fritz Reuter hat sich bekanntlich mit einer solchen versucht, geriet aber dabei bald derartig in die Wirrnis hoher Landespolitik, daß er nicht mehr dazwischen durch fand und die Sache aufgab. Immerhin hatte er hiermit dem Doktor und Poeten Werner Reinhold die Anregung zu seiner Urgeschichte von Woldegk gegeben. Wenn manche behaupten, es sei gerade umgekehrt gewesen, so mag das auf sich beruhen. Jedenfalls steht Woldegk den übrigen Städten unseres Landes auf diesem Gebiet voran. Mehrere derselben müssen allmählich an die Feier ihres siebenhundertjährigen Bestehens denken; in den bei dieser Gelegenheit herauskommenden Festschriften darf aber das Kapitel Urgeschichte nicht fehlen, denn es ist, wie Dr. Reinhold sagt, weit umfassender als eine Chronik und lehrt das Volk seine Jugend kennen. Freilich will es nicht recht angebracht scheinen, den Begriff Urgeschichte mit einer Stadt und ihrem mehr oder weniger eng begrenzten Weichbild zu verbinden, er verlangt einen größeren Spielraum, und da ergibt sich für Mirow, welches, wenn auch nicht gerade als Stadt, den Anfang mit besagten Jubiläen macht, ungezwungen das Land Turne, in dessen ungefährem Mittelpunkt es gelegen ist.

Nun läge es freilich nahe, von dem Namen Turne ausgehend, die Sache nach rückwärts zu verfolgen, aber das wäre zu unnatürlich; eine richtige Urgeschichte muß, wenn auch nicht wie diejenige Reuters mit der Erschaffung der Welt, so doch wenigstens mit der Sündflut anfangen und zeigen, wie es allmählich trocken und menschlich geworden ist. Darum nehme man zunächst den Begriff Turne als gegeben hin; ein Blick auf die beigefügte Karte zeigt, was darunter zu verstehen ist, das übrige findet sich dann später.

Wenn vorhin von der Sündflut die Rede war, so kann man anstandslos behaupten, daß unser Land Turne wirklich so etwas erlebt hat. Es war gegen Ende der Eiszeit, da stand wenige Meilen davon die hundert und mehr Meter hohe Wand des nordischen Gletschers und wehrte sich in einer Art Rückzugsstellung gegen die immer mächtiger werdenden Tauwinde und Sonnenstrahlen. Dabei gab es eine Schmelzwasserentwicklung, von der man sich wohl nur schwer eine richtige Vorstellung zu machen imstande ist, und das Land Turne bekam die Wirkung aus erster Hand zu spüren. Es wurde rein ausgespült und ausgewaschen. Der feine Ton- und Kalkschlamm und was sonst eine Gegend fruchtbar zu machen imstande ist, wurde bis auf einige geschützte Nester, die eine ruhige Ablagerung gestatteten, auf Nimmer-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0009

wiedersehen südwärts entführt, der schwerere Sand und Gnitt aber blieb liegen und gab später Veranlassung zu so schönen Namen wie Sandpropstei und Hühnerland.

Immerhin kann auch auf reinem Sand allerlei wachsen, aber solange die wilden Schmelzwässer tobten, war auch das nicht möglich. Als aber mit dem endgültig abgetauten Gletschereis auch diese verschwanden, waren die kahlen Gefilde binnen kurzem mit Pflanzenwuchs bedeckt. Es bildete sich die Moossteppe oder Tundra, wie sie jetzt in Lappland und Nordasien sich findet, noch ohne eigentlichen Baumwuchs, mit Zwergbirke und Silberwurz als Charakterpflanze, deren zarte Blätter auch bei uns im Sande tief unter dicken Torfschichten gefunden worden sind. Aber schon dieser verhältismäßig dürftige Pflanzenwuchs genügte, um viele und zum Teil riesenhafte Tiere anzulocken, die hier ihrer Nahrung nachgingen. Zu den letzteren gehörte das Mammut, welches allerdings wohl mehr vereinzelt das Land Turne durchstreifte. Als Beweis seiner Anwesenheit können die nicht weit von Mirow gefundenen Bruchstücke eines mächtigen Stoßzahnes dienen, welche in der ehemaligen Seminarsammlung aufbewahrt werden. In der Hauptsache aber werden es Renntierherden gewesen sein, welche hier im Sommer die würzigen Kräuter der Moossteppe abweideten, und hinter ihnen waren die Renntierjäger her.

Diese hatten schon während der ganzen letzten Vereisung in den Höhlen der Kalkgebirge Frankreichs gehaust. Während der Abschmelzperiode folgten sie den immer weiter sich ausbreitenden Tierherden nach Norden und erreichten mit ihnen zweifellos auch unsere Gegenden. Nicht, daß es zu dauernden Niederlassungen gekommen wäre, denn ein Höhlenleben, an das sie gewöhnt waren, konnten sie hier ja nicht führen. Auch hielten die Tiere, denen ihr Streben galt, sich wahrscheinlich nur während der Sommermonate hier auf, indem sie sich für den Winter in das südlichere Waldgelände zurückzogen. Somit haben diese Jägerhorden nur flüchtigen Fußes die Moossteppe durchstreift und konnten demgemäß auch nur wenige Spuren zurücklassen. Im Land Turne sind bis jetzt noch keine gefunden, aber nicht weit davon in der Mark sind aus dem Tongrund des Havelbettes bearbeitete Renntierknochen zu Tage gefördert worden, und man kann als sicher annehmen, daß die Renntierjäger die ersten Menschen waren, welche bis in das Gebiet der Havelquellen vorgedrungen sind.

Die Zeiten änderten sich. Das von dem ungeheuren Eisdruck endgültig befreite Land hob sich langsam aber energisch, und ganz neue Lebensbedingungen wurden dadurch geschaffen. Das Wasser erhielt besseren Abfluß, die flachen Stauseen verschwanden, selbst die Ostsee, bisher eine Bucht des Nordmeeres, wurde, von diesem durch Land- und Bergrücken getrennt, zu einem Süßwasserbecken.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0010

Das Klima wurde milder, die Steppe wich dem Walde, Nadelhölzer, Birken und Espen bedeckten das Land, die Eiche war noch selten, die Buche fehlte ganz. Auch die Tierwelt änderte sich, das kälteliebende Renntier entwich nach Norden, das Mammut ging nach Sibirien. Dafür rückten die Waldtiere ein: Elch, Urstier, Bär und alles, was wir jetzt noch haben, mit Ausnahme vielleicht des Wildschweins. Auch die Lebensweise der Menschen wurde eine andere, man nahm ständigen Aufenthalt im Lande, allerdings in seltsamer Art. Anscheinend wurden im Wasser treibende Bäume zu einer Art von Flößen verbunden, diese an flachen Stellen der Seen verankert und bewohnt. Die erste derartige Siedelung entdeckte vor ungefähr 80 Jahren der berühmte Altertumsforscher Lisch, gebürtig aus Strelitz-Alt, in einem Moor bei Dobbertin, erkannte sie als etwas Besonderes und nannte die einst hier hausenden Menschen nach dem Fundort: die Dobbertiner. Diese Bezeichnung ist zwar in der Wissenschaft nicht mehr gebräuchlich, aber hier mag sie noch einmal Anwendung finden, umfaßt doch das Land Turne auch einen Teil des ehemaligen Dobbertiner Besitzes.

Die Jagd war freilich immer noch die Hauptnahrungsquelle, aber daneben spielte doch der Fischfang eine fast ebenso große Rolle, und der aus Elchgeweih geschnitzte Fischspeer kennzeichnet am besten die Hinterlassenschaft der Dobbertiner. Diese findet man in der tiefsten Torfschicht, oder noch besser in dem darunter befindlichen Seekalk. Zerschlagene Knochen und Feuersteinabfall sind dafür bezeichnend, Scherben gibt es nicht, denn die Töpferei war noch unbekannt. Frauen und Kinder mußten Hasel- und die bei uns jetzt verschwundenen Wassernüsse in ungeheuren Mengen als Wintervorrat einsammeln. Deren Schalen pflegen unter den Kulturresten der Dobbertiner nicht zu fehlen. Bestimmt nachgewiesen sind diese im eigentlichen Land Turne noch nicht, aber die tief im Moor bei Retzow gefundenen Hörner riesiger Urstiere scheinen ihrer Zeit anzugehören.

Wieder änderten sich die Verhältnisse, und zwar diesmal durch eine allgemeine Landsenkung. Die Ostsee trat wieder in Verbindung mit dem Meer, die Belte und der Sund waren damals sogar breiter und tiefer als jetzt, und das Salzwasser strömte mit Macht in das Ostseebecken. So entstand das Litorinameer, benannt nach einer noch jetzt in verkümmertem Zustand die Ostsee bewohnenden Deckelschnecke, die aber hier einst, und zwar zusammen mit der jetzt wieder verschwundenen Auster, viel üppiger gedieh. Diese beiden Weichtiere waren nun das beliebteste Nahrungsmittel eines Volksstammes, der an den westlichen Küsten der Ostsee sich niedergelassen hatte und dessen „Küchenabfälle", mit Austernschalen als Hauptmasse hier und da förmliche Wälle längs der alten Strandlinien bilden. Diese Austernesser aber

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0011

waren die Träger einer Kultur, welche im Laufe der Jahrtausende sich auch auf das Land Turne erstrecken sollte; man kann sie das eigentliche Feuersteinvolk nennen. Wohl haben sich schon die Renntierjäger und Dobbertiner Werkzeuge aus Feuerstein hergestellt, aber die Entwicklungsmöglichkeiten, welche schließlich zur vollendeten Feuersteintechnik führen sollten, fanden sich nur bei den Leuten von der westlichen Ostsee. Mit Vorbedacht hatten diese sich hier niedergelassen. Ihr Ursitz war wohl das Kreidegelände zwischen Seine und Maas. Hier, auf den Inseln bis nach Rügen hin und in Schonen fanden sie wieder anstehende Kreide, in dieser aber liegt der Feuerstein. Lange Zeit blieben sie hier seßhaft, das Meer lieferte die Nahrung, die Kreide das Material, aus dem sie immer wuchtigere Axtklingen und sonstiges Gerät herzustellen wußten, aber Übervölkerung und erneute Hebung des Landes, die mit Abnahme des Salzgehalts der Ostsee und Vernichtung der Muschelbänke verbunden war, zwang sie endlich, sich weiter auszudehnen. Sie gingen dem Feuerstein nach. Dieser findet sich, durch Gletschereis und Wasserströme von seinen Lagerstätten losgerissen und verfrachtet, weithin in der norddeutschen Ebene, aber es ist ein Unterschied damit: je länger der Transport der einzelnen Stücke gedauert hat, je öfter sie naß und trocken, warm und kalt geworden sind, desto schlechter und rissiger wird das Material im Vergleich zu den prächtigen Knollen, die frisch aus den Kreidelagern gewonnen werden. Das Feuersteinvolk merkte wohl, daß es immer schwieriger wurde, brauchbare Stücke des unentbehrlichen Steins zu finden, je weiter man nach Süden und Osten kam; diese Erkenntnis setzte der Wanderung und Ausbreitung eine Grenze, die nach Südosten hin mit dem Land Turne fast erreicht war.

Wir befinden uns in der Periode der jüngeren Steinzeit und, um eine Zahl zu nennen, etwa im Jahre 4000 vor Christi Geburt. Die Land- und Wasserverhältnisse sind ungefähr dieselben wie heute, bezüglich des Klimas aber ist ein Höhepunkt nach der günstigen Seite hin erreicht worden, wie er jetzt leider nicht mehr besteht. Die Eiche ist der hauptsächliche Waldbaum auf dem besseren Boden, die Buche fängt erst an, sich auszubreiten. Das Feuersteinvolk ist schon lange im Lande Turne ansässig, es ist aus dem Zustand des Jägers und Fischers heraus, hat mit Hilfe der geschliffenen Feuersteinaxt den Wald gerodet, treibt Ackerbau und Viehzucht. Die Lebenden wohnen in Blockhütten, die Toten in Steinhäusern, die wir Hünengräber nennen und die in gewaltiger Arbeit von einem starken, zielbewußten Sippenverband als eine Art Erbbegräbnisse errichtet sind. Aber, wie gesagt, Turne ist ein Grenzland, und manche Anzeichen deuten darauf hin, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des Feuersteinvolkes hier sich niedergelassen hat. Wie die Hünengräber nach Osten hin

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0012

überhaupt seltener werden und die Oder nicht überschreiten, so läßt sich auch in Turne nur eins nachweisen, nämlich das bei Retzow, welches noch dazu in einem jammervollen Zustand sich befindet und kaum mehr zu erkennen ist.

Sonstige Spuren der Tätigkeit von Steinzeitmenschen sind allerdings nicht selten, aber es macht fast den Eindruck, als ob man zwei verschiedene Kulturschichten unterscheiden könne, und das ließe sich auch erklären. Denn wenn das Feuersteinvolk nur in geringer Zahl einrückte, so hatte das ebenfalls nur wenig zahlreiche Urvolk der Dobbertiner keine Veranlassung zu verschwinden, sondern es blieb und setzte seine primitive Lebensweise fort, zwar nicht mehr auf dem Wasser, doch sandige Hügel in der Nähe desselben und im Moor bevorzugend. Solche Stellen sind ja nun im Lande Turne nicht knapp, und das Feuersteinvolk hatte es sicher schwerer, seine Ansprüche auf Bodenbeschaffenheit befriedigt zu sehen. Bei Retzow hat es gesessen, ferner auch bei Zartwitz, im Tal des Woterfitz-Sees, denn hier sind reiche Funde gemacht worden. Außer schön geschliffenen Keilen ist besonders ein Dolch zu erwähnen, denn in der Herstellung dieser Art Waffen feiert die Feuersteintechnik ihren höchsten Triumph. Ferner scheint auch auf Roggentiner Feldmark in der Nähe des Jäthen-Sees eine entsprechende Siedelung gewesen zu sein. Leider ist das Gelände durch jahrhundertelangen Ackerbau derartig gestört, daß nur gerade noch der unterste Teil der alten Kulturschicht erhalten ist. Hier liegen Feuersteinsplitter, Tonscherben, aber ohne die charakteristische Tiefstich-Verzierung der jüngeren Steinzeit, auch ein Handstein hat sich gefunden, womit das Getreide in trogförmigen Granitschalen (ein Prachtexemplar steht auf einem Hofe des Dorfes Schwarz) zerquetscht oder gemahlen wurde; ferner noch einer der rätselhaften „Lauffsteine", dickscheibenförmig, oben und unten vertieft, mit ringsumlaufender Rille. Die beiden letztgenannten Objekte sind aber nicht aus Feuerstein, sondern, wie meistens aus festem, quarzhaltigem Sandstein.

Zahlreicher aber sind, wie gesagt, die Stellen, welche mit Feuersteinabfall, Spänen und Splittern kleiner und kleinster Art zuweilen wie besät sind. Hat man sich erst einen Blick für das Gelände angeeignet, so weiß man bald, wo dergleichen zu finden ist. Hier saß auf meist schwer zugänglichen Sandhügeln im Sumpf das zurückgebliebene Urvolk der Dobbertiner und nährte sich von Fischfang und Niederjagd. Sie rodeten nicht den Wald und bauten sich keine Blockhäuser, sie hausten in leicht vergänglichen Rohrhütten und schnitzten sich in gewohnter Weise Harpunen aus Hirschgeweih und Spitzen aus Röhrenknochen, die oft zwecks Erhöhung der Wirkung mit scharfen Feuersteinsplittern besetzt wurden. Die Töpferei scheinen sie nicht betrieben zu haben, denn Gefäßreste finden sich so gut wie nie. Ihre Toten kamen nicht in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0013

Hünen-, sondern in einfache Flachgräber, wie man solche bei Quassow mit eigenartiger Ausstattung gefunden hat. Die hier Begrabenen bewohnten zu ihren Lebzeiten wahrscheinlich den an der Einmündung der Havel in die Woblitz liegenden Hügel, welcher „Burgwall" genannt wird. Es darf dieser aber, ebensowenig wie der Burgwall am Pagel-See, mit den aus einer viel späteren Zeit stammenden Wehranlagen verwechselt werden, die wir Burgwälle zu nennen gewohnt sind. Die friedliche Steinzeit bedurfte dergleichen noch nicht, hier handelt es sich um einfache Siedelungsplätze.

Es mag noch erwähnt werden, daß an solchen Stellen zuweilen ein einfaches Gerät sich findet, das als „Faustkeil" bezeichnet werden kann. Es findet wenig Beachtung, da infolge geringer Bearbeitung der größere Teil der natürlichen Rinde meist noch daran sitzt und das Stück der Aufmerksamkeit nicht wert erscheinen läßt. Nimmt man es aber auf, so findet sich, daß es infolge einiger abgeschlagener Vorsprünge und Ecken sehr bequem in der Hand liegt und mit der Kante oder Spitze, in die es ausläuft, eine erhebliche Schlagwirkung erzielt werden kann. Auch kleineres Gerät von ähnlicher Kunstlosigkeit, das zum Bearbeiten der Felle, Schrapen der Fische und dergl. gedient haben kann, pflegt sich zu finden und zeigt, wie man sich auf einfache Weise zu helfen wußte.

Das Feuersteinvolk freilich war mit solch' mühelos hergestellten Werkzeugen, die man benutzte und fortwarf, nicht zufrieden, es strebte nach Schönheit und Vollendung, aber da bildete das im Lande Turne, wie gesagt, schon minderwertige Material ein schweres Hindernis. Stets war man auf der Suche nach brauchbaren Stücken, aber hunderte mußten erst angeschlagen und probiert werden, ehe man ein einwandfreies fand. Wer darauf achtet, bemerkt an zahllosen Feuersteinknollen Schlagmarken und Stellen, die auf solche Untersuchungen der Steinzeitleute zurückzuführen sind und mit natürlicher Splitterung nichts zu tun haben. Dieser Feuersteinmangel, dem durch im Tauschhandel erworbenes fertiges Gerät oder Rohmaterial keineswegs abgeholfen wurde, zwang die Leute, auch anderes Gestein, um das man sich in den Kreideländern wenig kümmerte, zu benutzen. In Turne wird das im Gegensatz zum westlichen Mecklenburg schon deutlich bemerkbar. Zahlreich sind hier die Hämmer und Keulenbeile aus Diorit oder Grünstein, meist mit Stielloch und von mannigfaltigen Formen. Für Kampf- und Jagdzwecke sehr wohl geeignet, können sie bezüglich der Holzbearbeitung den Feuersteinkeil nicht ersetzen.

Wir kommen nun im Verlauf der Entwicklung zur Bronzezeit, die sich dem Äußern nach, wenigstens was ihre ältere Periode betrifft, durch die Kegelgräber kennzeichnet. Wohl so mancher Hügel im Lande Turne wird als ein Grab der Vorzeit

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0014

angesehen, der aber doch keins ist. Dennoch aber sind z. B. bei Zartwitz und Amalienhof zweifellos einige echte vorhanden. Im allgemeinen aber kommen die Kegelgräber nördlich der Endmoräne häufiger vor.

Diese aristokratische Bestattungssitte, welche für den einzelnen Helden und diejenigen, welche ihm ins Jenseits folgen mußten, einen mächtigen Hügel an hervorragender Stelle errichtete, wobei sich auch hierzulande wohl ähnliche Szenen abspielten, wie sie Homer anläßlich der Beisetzung des Patroklos beschreibt, änderte sich nach und nach, die Hügel wurden niedriger und sind infolgedessen noch schwerer von natürlichen Bildungen zu unterscheiden. Nur wenige von ihnen wurden durch solch' eigenartige Steinsetzungen ausgezeichnet, wie sich im Schwerinschen noch einige finden und unter dem Namen „Steintanz" bekannt sind. Bei Klopzow an der Müritz war so einer, aber leider ist er schon lange verschwunden. Mit endender Bronzezeit fallen die Hügel überhaupt fort und das alles gleichmachende Urnenfeld setzt ein.

Im Lande Turne sind einige bemerkenswerte Funde aus dieser Zeit gemacht worden. Die aus dem Feuersteinvolke hervorgegangenen Bronzeleute, die man vielleicht schon mit dem Namen „Germanen" bezeichnen kann, hatten sich die Technik des Bronzegusses in hervorragender Weise angeeignet, und gerade in unserm Lande müssen vorzügliche Meister gelebt haben, denn nirgends sind auf verhältnismäßig engem Raum soviele Hängebecken, mit welchen die Kunst der Bronzezeit ihren Höhepunkt erreicht, gefunden worden wie hier. Von andern Sachen wurde beim Bau des Vipperow'schen Dammes auf Strelitzer Seite nebst einigen Spiralen eine besonders eigenartige gewölbte Plattenfibel zu Tage gefördert, die zum Zusammenhalten des Mantels gedient hat. Bei Retzow fand sich eine hübsche Lanzenspitze, die merkwürdigerweise mit Eisennägeln an ihrem Schaft befestigt und also wohl noch in späterer Zeit gebraucht worden war.

Vor allem aber sind zwei Waffen zu erwähnen, die in der Nähe von Mirow gefunden worden sind. Die eine, ein prachtvolles Langschwert, wurde im Jahre 1869 beim Krebsen aus einem See geholt, von der andern, einem kurzen Antennenschwert, weiß man nur, daß es etwa 25 Jahre früher zu Tage kam. Beide gelangten leider nicht in's Landesmuseum, sondern nach Neubrandenburg und Neuruppin. Das Langschwert soll einem Typ entsprechen, wie er an der unteren Donau, das andere einem solchen, der zwischen Seine und Maas gebräuchlich war. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Schwerter nun wirklich als Import von daher stammten, vielmehr waren die heimischen Bronzegießer sehr wohl imstande, Sachen die ihnen gefielen, oder verlangt wurden, in mindestens derselben Güte wie die Originale herzustellen, oder auch selbst nach eigenem Geschmack Neues zu schaffen;

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0015

immerhin kann man die beiden Schwerter als Beweis dafür gelten lassen, daß auch das Land Turne damals schon Beziehungen zu weit entfernten Ländern hatte. Dies ist zweifellos dem Bernsteinhandel zu verdanken, der zur Bronzezeit eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen hatte und es erst ermöglichte, daß genügende Metallmassen —, außer Kupfer, Zinn und fertiger Bronze auch Gold — ins Land kamen. Der meiste Bernstein wurde damals von den Küsten der cimbrischen Halbinsel (Jütland) geholt, die Binnenländer konnten sich durch Zwischenhandel bereichern, das Land Turne aber vielleicht auch direkt, denn am Ostufer der Müritz werden noch jetzt zuweilen nicht unerhebliche Bernsteinfunde gemacht.

Jedenfalls lagen die Verhältnisse während der Bronzezeit für das Land sehr günstig. Die Kultur hatte einen gewissen Hochstand erreicht, ohne doch zur Erschlaffung zu führen, denn die verhältnismäßig zahlreichen Schwertfunde zeugen von einem waffenfreudigen Geschlecht, Wohlhabenheit herrschte, und das günstige Klima hielt fast während der ganzen Periode noch an. Mit dem neuaufkommenden Metall, dem Eisen, etwa um das Jahr 700 vor Christi Geburt, änderte sich der Zustand in mehr als einer Beziehung.

Hinsichtlich der Bestattungsart herrschte das gleichförmige Urnenfeld jetzt unbedingt vor, die Auszeichnung einzelner durch Aufwerfen von Hügeln wurde nicht mehr gestattet. Die Urnen selbst wurden immer nachlässiger und schutzloser beigesetzt, so daß fast alle im Laufe der Zeit durch Wurzelwerk oder den Pflug zerstört worden sind. Wenigstens im Land Turne, wo bei Peetsch, auf dem Holm und anderwärts Urnenbegräbnisse nachgewiesen sind, ist das der Fall. Die wenigen Beigaben sind durch Leichenbrand und Rost beschädigt und zerfressen.

Gegen das Bronzealter gerechnet waren es schlechte Zeiten für die Toten sowohl, wie für die Lebenden. Ein aus unbekannten Ursachen einsetzender Klimasturz gab Veranlassung zu folgenschweren Ereignissen. Zwar für die Bevölkerung Turnes wie überhaupt für die der südlichen Ostseeländer konnte ein Sinken des Jahresmittels um zwei bis drei Grad eine direkte Gefahr nicht bedeuten, aber für das dichtbevölkerte Skandinavien sah es sehr bedenklich aus. Die Nordgrenze des Getreidebaus wich zurück, Hungersnöte entstanden und gaben den Anlaß zu einer Bewegung, die unter dem Namen Völkerwanderung bekannt, erst viele Jahrhunderte später an den Ufern des Mittelmeeres zum Stillstand kam.

Inzwischen war die Welt der Germanen entstanden, einheitlich nach Rasse, Sprache und Eigenart, doch in viele Völkerschaften und Stämme gesondert, wie sie Caesar und Tacitus beschreiben. Das Land Turne bildete vermutlich den nördlichsten Gau des

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0016

mächtigen Semnonenvolkes, das seinen Sitz in der Mark hatte mit den Müggelbergen als Zentralpunkt, denn hier ist kürzlich das semnonische Nationalheiligtum entdeckt worden. Außerdem aber hatte jeder Gau seine Kultstätte, und für Turne dürfte keine andere in Frage kommen, als der Sprotsche Berg, den Professor Wossidlo auf Grund seiner Sagenforschungen auch unter die heiligen Berge Mecklenburgs zählt. Von der höchsten Kuppe dieses eigenartig gestalteten Höhenzuges sieht man weithin über die südliche Müritzlandschaft, und daß die Umwohner hier zur Verehrung ihrer Götter zusammenkamen, läßt sich fast mit Sicherheit behaupten.

Die Auswanderung der Nordgermanen nahm allmählich einen immer größeren Umfang an; sie kamen über die Ostsee zu ihren Stammesgenossen, und die allgemeine Unruhe übertrug sich auch auf diese. Ganze Völkerschwärme ballten sich zusammen, zogen südwärts und klopften an die Pforten des römischen Reiches. Kunde kam von dort zurück, auch an Turnes Herdfeuern erzählte man sich von den Ländern, die so günstige Lebensbedingungen zu bieten schienen, und bewunderte römisches Gerät, das von Händlern oder Zurückkehrenden ins Land gebracht worden war. In Turne selbst sind bis auf zwei Münzen Römersachen, soweit bekannt, zwar noch nicht gefunden worden, aber die Zukunft kann auch hier noch dergleichen bescheren. Die Münzen stammen von den Kaisern Trajan und Maximinus. Letzterer starb im Jahre 311 nach Christi Geburt, und hiermit haben wir bald den Höhepunkt der Auswanderung erreicht, die schließlich eine fast gänzliche Entvölkerung des Landes zur Folge hatte, so daß die ums Jahr 600 einrückenden Wenden den uralten Germanenboden mühelos in Besitz nehmen konnten.

Aus den ersten Jahrhunderten der Wendenherrschaft ist wenig oder nichts bekannt; was an Funden gemacht wird, gehört späterer Zeit an. Die augenscheinlichste Hinterlassenschaft der Wenden sind die Burgwälle. Das Land Turne hat nur einen aufzuweisen, der aber nicht bedeutend war; er liegt bei Neu-Gaarz und ist zwecks Verbesserung des ihn umgebenden Wiesengeländes fast vollständig abgetragen worden. Immerhin sind die üblichen Funde an Scherben und Tierknochen hier gemacht worden, auch Hauspfosten von Eichenholz kamen zum Vorschein. Wichtiger scheint der Burgwall auf der Vipperowschen Insel gewesen zu sein; er war wohl der Sitz des Supans, dem die Länder Turne und Vipperow unterstanden.

Manche sonstige Spuren wendischer Siedelung sind schon gefunden, manche werden sich noch nachweisen lassen. Erwähnt sei hier nur eine, nämlich die auf der Insel im Jäthen-See bei Roggentin. Eine hölzerne Brücke, deren Pfähle man im Wasser und in der Schulzenkoppel noch sehen kann, führte hinüber. Sie ist

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0017

unter dem Namen „Teufelsbrücke“ auch sagengeschichtlich bekannt und ein Gegenstück zu der Brücke nach der Fischerinsel in der Tollense, die einst bei der Rethraforschung eine so große Rolle spielte, weil man sie für einzigartig hielt und den „pons ligneus“ aus der Chronik des Adam v. Bremen in ihr gefunden zu haben glaubte.

Nach dem Fall des Rethratempels (1068) konnten die allein in Mitteleuropa noch heidnisch gebliebenen Wendenvölker dem übermächtigen Andrang der Christen nicht lange mehr widerstehen; die offenen Dörfer wurden verlassen, schwer zugängliche Schlupfwinkel mußten als Zufluchtsstätten dienen. Daher finden sich bei uns so oft auf den kleinen und kleinsten Inseln, Halbinseln und dergl. Spuren wendischen Daseins. An sich war das Land Turne wohl stark bevölkert gewesen, da der leichte Boden und die vielen Gewässer die Wenden anlockten, aber die unablässigen Kämpfe hatten den hier seßhaften Stamm der Müritzer stark gelichtet, wenigstens traf Bischof Otto von Bamberg, der ums Jahr 1130 auf seiner Missionsreise nach Pommern hier durchkam, nur einen einsamen Fischer am Müritzufer. Das Land war frei für die Kolonisation, die mit der Landnahme deutscher oder deutsch gewordener Ritterschaft nun auch einsetzte. Im allgemeinen zog diese zwar den besseren Boden nördlich der Endmoräne vor, aber die Havelberg, Lehsten, Bune, Retzow, Malchow und Nyenkerken fanden auch in Turne brauchbares Land, denn sie waren nicht ursprünglich hier heimisch, die Nachkommen wußten von Rechten, die ihren Vätern und Vorvätern „van wilder Wede unnd van erster Plantynghe an“ zuteil geworden. Wehrtürme wurden errichtet; der im Sumpfwald zwischen Leppin und Zietlitz höchst romantisch gelegene und oft nach Schätzen durchwühlte Geldberg ist ein solcher gewesen, und auch auf der Insel bei Granzow hat einer gestanden. Von Wenden ist kaum noch die Rede, nur einmal heißt es in einer Urkunde, der v. Havelberg werde von den Slaven seines Dorfes Repente geachtet und geehrt. (1244).

Die Grenzen der Urgeschichte sind erreicht, oder vielmehr schon überschritten. Zum Schluß möge ein berühmter Sohn Mirows, der Geschichtsforscher Ludwig Giesebrecht das Wort haben, der in seinem bisher ungedruckten Werk „Geschichten aus Turne“ das wieder deutsch gewordene Land folgendermaßen schildert:

„Das Land ist eine hügelige Ebene, kaum fünf Meilen lang und zwei Meilen breit. Es ist noch jetzt waldreich, vor 6—700 Jahren war es vermutlich größtenteils mit Kiefern und Laubholz bestanden. Es ist wasserreich, voll Seen verschiedener Größe, die dem Wanderer bald durch Bäche und Flüsse verbunden, in Gruppen gelagert, bald wie ausgestreut und verloren erscheinen, die hier von Ackerfeld, Dörfern und Viehweiden, dort einsam vom Walde eng umschlossen sind. Der Kahn des Fischers gleitet über

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0018

die ruhige Fläche; da und da, wo die Bäche aus den Seen und in die Seen fallen, liegen nicht selten Mühlen, einzeln, unscheinbar, aber heimlich, von Bäumen und Gebüsch umgeben."

Geschichte von Mirow.

Dr. P. Dinse, Kiel.

Zu der Zeit, da fast schon ein halbes Jahrhundert lang Deutschtum und Christentum das Obotritenland überströmt hatten, lag das Liutizengebiet noch in großen Bezirken völlig brach. Für das ehemalige Redarierland, das Land Stargard, begann die neue Zeit erst nach dem Jahre 1236, als es, von Pommern an Brandenburg abgetreten, durch die brandenburgischen Markgrafen besiedelt und in die feste Ordnung der kirchlichen Organisation eingefügt wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit ist auch das dem Redarierland nach Südwesten vorgelagerte Sandwaldland, das Land zwischen den Endmoränenzügen und den Seenflächen der Müritz in das Licht der Geschichte gekommen. Seine Gesamtheit tritt uns als die Landschaften Ahrensberg-Strelitz, Wesenberg und Turne mit dem weiter westlich jenseits der südlichen Müritzgewässer gelegenen Lande Lieze entgegen. Als ein Grenzland der Obotriten und Liutizen war dieses Gebiet schon in der letzten Zeit der dänischen Oberherrschaft über Mecklenburg in die Hand des Obotritenfürsten Heinrich Borwy I. und seiner Söhne gekommen und bildete nach 1227 einen Teil des Teilfürstentums Werle der unter die Enkel viergeteilten Obotritenherrschaft.

Wie das gesamte Grenzland nach der Priegnitz und Mittelmark zu war auch dies Gebiet in den Kämpfen des letzten Jahrhunderts oftmals verwüstet worden und verödet. Wegen seiner Waldbedeckung und seines verhältnismäßig mageren Sandbodens wohl in der ganzen Wendenzeit nicht stark besiedelt, war es jetzt fast ohne Siedelungen und menschenleer geworden, da nur kümmerliche Reste einer slawischen Bevölkerung in den Wäldern und auf den Holmen zwischen den Wasserläufen und Inseln die Sturmzeit des Eindringens und der Befestigung der neuen staatlichen Ordnung und des Christenglaubens überdauert haben können.

Für die Erschließung, Christianisierung und Besiedlung dieses südöstlichsten Teils ihrer Herrschaft haben sich die mecklenburgischen Fürsten besonders tüchtige Helfer zu gewinnen gewußt. Bei der gesamten Kolonisation des Ostlandes sind durch Jahrhunderte die kirchlichen Stiftungen und Orden, und zwar sowohl die klösterlichen wie die ritterlichen, die Hauptverbreiter christlicher und wirtschaftlicher Kultur gewesen. Durch ihre straffere, durch be-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0019

wußten Willen geleitete Organisation, ihre wirtschaftliche Erfahrung und die Möglichkeit der Ansetzung bewährter Kräfte an richtiger Stelle sind sie überall die Träger intensiverer Gewinnung und schneller wirksamer Durchdringung besonders des ödliegenden Koloniallandes gewesen als die weniger geregelten Scharen von Einzelsiedlern in ihrer mehr extensiven Ueberlagerung des eröffneten Besiedlungslandes. Auch als Großgrundbesitzer waren sie in der Regel — wie der größere Grundbesitz überall — Lehrmeister und Vorbilder der Einzelsiedler und Gruppensiedler auf älteren wendischen Siedlungsstätten und in neuangelegten Hagendörfern.

Wie einen festen Wall widerstandskräftiger Grenzposten wirtschaftlicher Kultur haben die Landesherren, und besonders der Teilherr Nikolaus von Werle-Güstrow, in den südöstlichsten Landschaften ihrer Herrschaft kirchliche Organisationen angesetzt. Das ganze Land von Strelitz bis Zechlin und westlich bis an die Müritz, den See und seine südlichen Fortsetzungen in den später sobenannten Vipperowschen Gewässern, haben sie in kurzer Zeit in größeren Flächen an geistliche Stiftungen und Orden vergeben. Die Benediktinerklöster von Dobbertin bei Goldberg und Eldena bei Grabow, die Zisterzienser in den Klöstern von Doberan und Dargun (im Peenegebiet) erhielten hier größeren Landbesitz. Am frühesten aber wurden in die Landschaft Turne, die wohl als ein besonders gefährdeter Posten gelten konnte, der kampferprobte Ritterorden der Brüder des Johannis-Hospitals in Akkon, die Johanniter, gestellt.

Um die Mitte des Jahres 1226 hatte Heinrich Borwin II., Herr zu Rostock, den Johannes-Rittern 60 Hufen im Lande Turne gegen Zahlung von 100 Mark reinen Silbers angewiesen, zum Dank für erwiesene Dienste und als Ausfluß frommen Sinnes zum Heil der Seelen des Schenkers und seiner Vorfahren. Als im folgenden Jahre die vier Söhne des am 3. Dezember 1226 verstorbenen Heinrich Borwin II. diese Schenkung urkundlich bestätigten, da wird die Lage dieser 60 Hufen näher bezeichnet: je 30 zu beiden Seiten des Mirowschen Sees, des Damm-Sees und des durch den Mirow-See fließenden Baches; und ebenso wird auch das Dorf Mirow (villa Mirowe) zuerst genannt, dessen Gründung und Aufbau vermutlich in dem Jahr seit der ersten Zuweisung des Gebiets begonnen hatte. Diese 60 Hufen sind also die Ackerfluren des heutigen Stadtfeldes und der beiden Dörfer Mirowdorf und Granzow. 1242 erweiterte eine neue Schenkung des Fürsten Nikolaus das Besitztum der Ordensniederlassung um einige südlich an die Mirowsche Feldmark angrenzende Aecker, das Ackerfeld des heutigen Dorfes Peetsch. 1270 sind die Ritter im landesherrlich bestätigten Besitz der 30 Hufen des Dorfes Fleeth, die sie von dem Erstbesitzer, dem Eldenaer Bene-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0020

diktinerinnen-Kloster, wohl kurz vorher käuflich erworben hatten. Ebenfalls durch Kauf kommt 1273 das Dorf Zirtow, durch Schenkung des Landesherrn und durch Kauf ein Teil von Leussow zum Besitz der Ritter hinzu. Diesen Kern ihres Besitzes erweitern dann die Brüder von Mirow, durch wirtschaftliche Ausnutzung ihrer Ländereien finanziell erstarkt und auch weiterhin durch Belehnungen und Schenkungen begünstigt, in den folgenden Jahrzehnten besonders nach Norden und Westen. 1296 kaufen sie von den Brüdern von Lehsten das Dorf Qualzow, 1301 erhalten sie Roggentin durch Verleihung, 1304 Schillersdorf durch Kauf von den Fürsten von Werle. Kakeldütt kommt 1342 als fromme Schenkung derselben Stifter, Blankenförde 1359 durch Kauf vom Kloster Dargun in ihre Hand. 1298 bestätigt ihnen Nikolaus II. den Ankauf des Dorfes Gaarz und verleiht ihnen 10 Hufen in Viezen. 1303 verlieh ihnen Markgraf Albrecht III. von Brandenburg einen Hof in Starsow, und Fürst Heinrich der Löwe von Mecklenburg schenkte ihnen 1321 das ganze Dorf Starsow mit dem Holm.

Der Mittelpunkt der Verwaltung dieses im Lauf eines Jahrhunderts sich immer vergrößernden und abrundenden Güterbesitzes war die Komturei in Mirow. Auf einer Halbinsel an der Südostseite des Mirow-Sees gegenüber dem Dorfe Mirow hatten nach 1227 die Johanniter ein Ordenshaus erbaut, das zuerst 1242 als curia Myrowe nomine erwähnt ist. Wirtschaftsgebäude, eine Kirche werden um diese Zeit schon entstanden sein und ebenso, nach der Regel des Ordens, ein Hospital. In diesem Ordenshaus wohnten seit 1242 Brüder des Johanniterordens als wehrhafte Besatzung, aber auch als Organisatoren des zu besiedelnden Landgebiets und als Seelsorger an den bald aufgerichteten Kirchen. Ueber ihnen residierte als Vertreter des Ordens und Heermeisters zunächst ein Magister, später ein commendator oder Komtur, nicht nur wie ein Grundbesitzer eines umfangreichen Güterkomplexes, sondern wie ein Landesheer. Denn die Belehnungen durch die Werler Landes- und Lehnsherren waren von Anfang an unter Verzichtleistung dieser auf die meisten, meist sogar auf alle Untertanenpflichten der belehnten Ordensritter erfolgt. Die Brüder waren fast stets auch mit allen Herrlichkeiten, Freiheiten und Gerechtigkeiten, auch mit den Jagden, Patronatrechten und allen Gerichten begabt worden und von allen Diensten außer der Heerfolge und fast allen Leistungen bis zu dem Grundzins der Münzpfennige herab befreit — und zwar in gleicher Weise für die durch Verleihung und die durch Zukauf erworbenen Besitzungen. An den Lehnsherrn wurden nur einige hundert Gulden Bede, an den Heermeister jährliche Responsgelder gezahlt — sonst aber waren Komtur und Brüder von Mirow vor allen andern Landeseinwohnern, auch dem Adel, bevorzugt.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0021

So erstarkte die Mirower Komturei durch Landbesitz zu wirtschaftlicher Kraft, durch Kauf und immer neue Gunstbeweise der mecklenburgischen Lehnsherren erweitert, durch das 14. und 15. Jahrhundert zu einer fast unumschränkten Landesherrschaft. Die Stürme der Zeit, die Fehden unter den fast stets untereinander verfeindeten Fürsten, mit Märkern, Pommern und auch dem Adel gingen an ihrem Besitz nicht vorbei, — so wird vom Jahre 1362 berichtet, daß die Komturei sich in einem so ärmlichen und gedrückten Zustande befand, daß die Brüder nicht bequem mehr erhalten werden könnten", aber sie wirkten auf die abgelegene Wald- und Seenlandschaft, durch die keine große Heerstraße führte, doch im ganzen nicht so verheerend wie auf das östlich benachbarte Stargarder Land oder die nördlich angrenzenden Güstrower Landschaften.

Die Menschenzahl wuchs, die alten Dörfer waren bis an die Grenzen des beackerungsfähigen Dorfgebiets besetzt und meist durch Bauleute von 2—3 Hufen, nur wenige Einspänner mit einer Hufe bewirtschaftet. Für den Ueberschuß der Bauerngeschlechter entstanden Kossäten- und Büdnerstellen. Ein oder zwei Krugstellen gab es in jedem Dorf, Mühlen an geeigneten Stellen der Flußläufe zwischen den Seen. Manche Kossäten und Büdner zogen als Fischer Gewinn aus dem Fischreichtum der Gewässer. Auch bei der Komturei selbst, nach Süden zu, auf dem Mühlenkampe vorm Hause, also dem Seeufergebiet zwischen der Ordenssiedlung und der am Ausfluß des Baches aus dem Mirower See entstandenen Mühle, siedelten sich Handwerker und Geschäftsleute an, auch sie Sprößlinge der Bauerngeschlechter der Umgegend, Schmiede, Schuster, Rademacher, Böttcher, Leineweber, Schneider, Weißbäcker, natürlich auch ein Kruginhaber und Krämer. Es entstand so der Ort Mirow neben der Komturei, durch den Wasserlauf und den See getrennt von dem Dorfe Mirow, das Ackerbausiedlung blieb.

Aber gerade diese Unabhängigkeit und dies Gedeihen machte den Ordensbesitz zum Gegenstand der Begehrlichkeit. Das mecklenburgische Fürstenhaus, das vor Jahrhunderten einst ganze Herrschaften hatte verschenken können, war bis auf Einkünfte von wenig tausend Gulden verarmt; was frommer Sinn einst in reicher Freigebigkeit den kirchlichen Stiftungen dahingegeben hatte, erschien jetzt den Nachfahren als ein fetter Bissen, um den zu streiten, dessen Nutznießung oder gar Erwerb zu erstreben war. Vom Anfang des 16. Jahrhunderts an entstehen und mehren sich kleine Streitigkeiten zwischen den Ordensherren und den mecklenburgischen Herzögen, Zwistigkeiten über die Forderung des Ablagers, des Rechtes der dem Wirt meist unlieben vorübergehenden, aber oft recht lange andauernden Einkehr im Komtureihause, über Erhöhung der Landbede und Vergrößerung der Dienste, um

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0022

unbestimmte Gutsgrenzen, um Mühlenrechte und Fischereigerechtsame auf den Gewässern der Müritz. Die Reformation griff noch nicht grundsätzlich an die Besitzrechte des Ordens, wenn auch für die mecklenburgischen Herzöge ebenso wie für andere Landesherren das Verlangen nach Aneignung des reichen Kirchen- und Stiftungsbesitzes durch den Eifer für den reinen Glauben nur schwach verhüllt war. Als im Jahre 1541 der Komtur von Mirow, Liborius von Bredow, starb, erstrebten sie erweiterte Herrenrechte, Nutznießung am Besitz, Besetzung der Komturei mit ihnen genehmen Persönlichkeiten, schließlich die Würde des Komturs für ihr Haus, als eine Pfründe für jüngere Prinzen — alles aber noch unter scheinbarer Wahrung der Rechte des Ordens. Seit dem Jahre 1552 wurde die Komturei Mirow nur noch für oder durch mecklenburgische Herzöge verwaltet: der Orden protestierte und prozessierte vor dem Reichskammergericht durch mehr als ein Jahrhundert um die Wiedereinsetzung in seine Rechte und seinen Besitz. Vergebens: im westfälischen Frieden 1648 wurde die Johanniterkomturei Mirow säkularisiert und dem Hause Mecklenburg-Schwerin zugesprochen. Erst 1693 schlief der Protest des Ordens endgültig ein.

Seit 1587 hatte im Ordenshause zu Mirow, dem nunmehrigen Amtshause, ein mecklenburgischer Fürst, Herzog Karl, seine ständige Residenz. Unter ihm verlebte bis 1610 die Landschaft wie auch der Schloßort Mirow eine glückliche Zeit. Der Herzog besserte an seinem Hause, befestigte es nach der Landseite durch einen höheren Wall und tieferen Graben, der die bisherige Halbinsel zur Insel machte, erbaute die Brücke und 1588 das noch heute bestehende Torhaus. Auch die Ansiedlung „vorm Hause" wuchs durch neue Anbauer als Mühlenkämper und auch wohl durch Häuser an der ostwärts führenden Schloßstraße. Nach dieser glücklichen Zeit kam aber der große Krieg: auch die mecklenburgischen Lande wurden, wenn auch später als andere deutsche Landschaften, in seinen Strudel hineingezogen. Zweimal schlugen die großen Wellen des Krieges brandend über unser Land. Das erste Mal war es im Jahre 1631, als nach dem Zurückweichen der wallensteinschen Okkupation der mecklenburgischen Herzogtümer Tilly mit kaiserlichen Truppen von der Mark aus durch das Land Stargard eine Entlastungsoffensive gegen den rechten Flügelstützpunkt des Aufmarsches der schwedischen Armee König Gustav Adolfs richtete. Am 19. März 1631 wurde Neubrandenburg erobert und ausgeplündert. Aber der eilige Zug und Rückzug noch verhältnismäßig disziplinierter Truppen, so arge Schäden sie auch dem Stargarder Land brachten, scheinen die der Heerstraße abgelegene Landschaft Mirow noch schonend nur gestreift zu haben. Die volle Wut des Krieges stürzte sich erst sechs Jahre später, 1637 und 1638 als die wüsten Scharen des kaiserlichen Heeres unter General Graf Clam

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0023

Grundriß der Kirche.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0024



Kirche, Inneres.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0025

Gallas hinter den zurückweichenden Schwedenheeren Mecklenburg kreuz und quer durchzogen, auch auf das Mirower Waldland. Was das große Kriegselend mit Raub und Brand und jeglicher mörderischer und schändender Gewalt, was das Gefolge der Kriegsfurie mit Hungersnot, Flecktyphus und Pest, was Verheerung, Verscheuchung und Verödung aus dem bisher so gesegneten Lande gemacht haben, — darüber berichtet in erschreckender Ausführlichkeit der erste Nachkriegs-Amtsbericht des Amtshauptmanns von Mirow, der uns als Amtsbuch von Mirow von 1654 erhalten geblieben ist.

Es hat mehr denn ein volles Menschenalter gedauert, ehe die verwüstete und verödete Landschaft wieder wirtschaftlich vorwärts kam. Zwar begann schon bald nach dem Kriegsende die Landesherrschaft durch tätige Amtshauptleute den Wiederaufbau durch Feststellung der Schäden, durch Nachforschungen nach Rechten und Pflichten der übriggebliebenen noch in den Dörfern kümmerlich hausenden oder weit ins Land versprengten Bevölkerung — aber es fehlte an Menschen und noch mehr an Geld, um den wenigen aufbaubereiten Bauleuten, Kossäten und Büdnern tatkräftig zu helfen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts, als das Amt Mirow unter die Verwaltung eines jüngeren Herzogs des Schweriner Hauses kam, und dann nach 1701, als dieser, Adolf Friedrich II., durch den Hamburger Vergleich vom 8. März 1701 Mirow mit dem Stargarder Land und dem Fürstentum Ratzeburg zu dem neugeschaffenen Herzogtum Mecklenburg-Strelitz vereinigen konnte, setzte eine kräftige landesväterliche Fürsorge und Verwaltung ein. In dieser Zeit wurden endlich wieder die wüstliegenden Hufen besetzt, den neuangesetzten Bauern und Pächtern Beihilfen zum Hausbau, zur Aufbesserung der Hofwehren und Vergrößerung des Viehstandes gegeben. Um Verdienstmöglichkeiten zu schaffen, errichtete Adolf Friedrich II., dem das Amt Mirow als Stammland seiner Herrschaft wohl besonders am Herzen lag, in Mirow eine Färberei, eine Walkmühle, eine Ziegelei, ein neues Brauhaus und eine Brennerei auf der Schloßinsel; um dem mageren Sandboden größere Erträge abzugewinnen, regte er bei Mirow und Zirtow Tabaksbau an.

Als der Herzog, noch inmitten der Wirren und Lasten des Nordischen Krieges, 1708 starb, wurde Mirow unter der Regierung seines Sohnes Adolf Friedrichs III. Wittum und Residenz seiner Witwe und die Heimat ihres Sohnes, des Stiefbruders des regierenden Herrn. Das alte Ordenshaus wurde abgebrochen und durch ein bescheidenes Fachwerkhaus ersetzt; als der Sohn der Herzogin, Herzog Karl, heiratete, entstand 1734 für den jungen Hof jenseits des Schloßgrabens ein neues Wohnhaus, das „untere Schloß". Der kleine Fürstenhof zu Mirow sah um diese Zeit etwas höfisches Leben: auch der junge Kronprinz Friedrich besuchte von

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0026

dem benachbarten Rheinsberg aus die alte Herzogin und den Prinzen von Mirow. Im Jahre 1742 vernichtete ein großes Schadenfeuer infolge Blitzschlages alle Gebäude auf der Schloßinsel außer dem Torhause. So wurde Platz für ein neues Schloß, das Adolf Friedrich III. 1749—1752 nördlich der wiedererstandenen Kirche errichten ließ. 1752 riß der Tod große Lücken in das Mirower Herzogshaus, brachte aber auch den fünfzehnjährigen Sohn des Herzogs Karl, Adolf Friedrich IV., zur Regierung des Mecklenburg-Strelitzer Landes. Auch er, Reuters Dörchläuchting, bewies seiner Geburtsstätte und dem Witwensitze seiner Mutter dauerndes Interesse. Das Mirower Schloß wurde unter ihm ausgebaut und im Rokokostil ausgestattet, ihm gegenüber ein Küchenhaus als eine Art Gegenstück errichtet, auch das alte untere Schloß durch einen Neubau ersetzt.

Mit dem Tode der Herzogin-Mutter 1761 und der Uebersiedlung der Mitglieder des Herzogshauses nach Neustrelitz verlor Mirow seinen Fürstenhof und den matten Glanz einer herzoglichen Hofhaltung. Doch die Schloßinsel blieb die Heimat des Hauses Mecklenburg-Strelitz: in die an der Nordseite der Kirche angelegte Gruft kehrten seit 1704 alle Mitglieder des Hauses Mirow, die Herzöge und Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz mit ihren Gattinnen und Kindern zur letzten Ruhe ein. Nur der letzte seines Stammes, der unglückliche Großherzog Adolf Friedrich VI., hat eine weihevolle Ruhestätte außerhalb der Kirche auf einem vom Schloßpark abgetrennten Inselchen unter hohen alten Bäumen gefunden.

Die Ortschaft Mirow hat sich, nach einem großen Brande im Jahre 1730, der alle Häuser bis auf zwei niederlegte, neu aufgebaut im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte zu einem Flecken entwickelt. Die geringen Verpflichtungen der Einwohner zu Dienstleistungen und Naturalabgaben wurden allmählich abgelöst. Als im Anfang des 19. Jahrhunderts die Eigenwirtschaft des herzoglichen Bau- und Wirtschaftshofes einging, wurden die Ländereien desselben parzelliert und an 33 Fleckner vererbpachtet. Dadurch wuchs der Ort weiter nach Osten in das Landgebiet hinein und erhielt mehr als vorher den Charakter eines ackerbautreibenden Fleckens. Still und ruhig liegt er als Kirchort für den südlichen Teil des Amtes und als wirtschaftlicher Mittelpunkt des ganzen Landgebiets am Ufer des Sees, durch den ihn ein Wasserweg von der Havel zum Müritzsee ebenso mit der Außenwelt verbindet, wie ihn der Schienenstrang der Eisenbahn von Neustrelitz nach Wittstock und Wittenberge mit dem großen Verkehr verknüpft. 1919 wurde der Flecken mit 1741 Einwohnern zur Stadt erhoben.

Als Dörchläuchting mit seiner Christelswester in der goldenen Kutsche von Nigenbramborg aus durch seine Staaten reist und diese

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0027

auf der Fahrt nach Nordosten und Osten überraschend bald „tau En'n" sind, da tröstet er sich und die Schwester mit dem Plan für den zweiten Reisetag. „Wat meinst du woll, wat noch allens gegen den Mittag tau liggt? Feldbarg un Mirow un Fürstenbarg, dat liggt noch all in mine Staaten, und denn reckt sick dor achter Mirow noch en Zippel in dat Swerinsche rinne, de kann sick allentwegen seihn laten." Da dreht sich der Kammerdiener Rand auf dem Kutschenbock herum und sagt: „Ne, Dörchläuchten, tau'n Seihnlaten is de Gegend just nich, denn dor würd Sei de Sand doch eklich in de Ogen stömen, und dat möt ick weiten, denn ick bün dor in de Gegend bürtig!"

Fritz Reuter, der diese Schnurre erzählt, kannte Mecklenburger Sandland und die Kiefernwaldungen auf ihm. Wenn er den Weg von Wesenberg nach Mirow, Lärtz und Gaarz wohl auch kaum selbst gewandert oder gefahren sein mag, so wußte er doch wohl, daß die Mirowschen Dannen kaum anders aussahen als die Pribbenowschen Dannen und das Stemhäger Babenholt bei seiner Vaterstadt Stavenhagen, und daß sich zwischen den Kieferhölzungen keine Schläge fetten Weizenbodens breiteten. Aber er wird von seinen Wanderfahrten her doch gewußt haben, daß auch mageres Sandland mit Kiefernwald überall da Schönheiten birgt, wo es sich mit Wasserläufen und Seeflächen in traulicher Verschwiegenheit paart. Wer es liebt auf stillen Waldpfaden am Ufersaum der Havelseen zu wandern, in dem Ruder- oder dem Paddelboot durch die Seenrinnen zu gleiten und in versteckten Waldbuchten zu rasten oder zu nächtigen, wer im weißbeschwingten Segelboot sich von Fürstenberg zur großen Müritz und dem lieblichen Plauer See hindurchzuschlängeln unternimmt, der weiß, daß auch die Mirower Landschaft ihre eigenartigen Reize hat, und daß auch das stille Städtchen am See auf der Schloßinsel ein Schmuckkästchen des Rokokostils und ein weihestimmungsvolles Grabmal eines unglücklichen deutschen Landesfürsten aufzuweisen vermag.

Kirche, Fürstengruft und Schlösser.

Von K. Hustaedt, Konservator am Landesmuseum zu Neustrelitz.

I. Die Kirche.

Die St. Johannes geweihte Kirche stellt sich als einschiffiger frühgotischer Ziegelrohbau aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts dar. Der ältere Teil des Chores zeigt nach Westen eine Erweiterung in Gestalt eines etwas kürzeren, doch breiteren Baues. Auf diese Art ist der langgestreckte Chor mit dem Schiff zusammengefügt. Ersterer ist über einem Rechteck von

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0028

9,2 × 15,8 m Innenmaß mit angefügtem halbem Zehneckschor errichtet, während das Rechteck selber auf drei Gewölbefelder angelegt ist. Die Ausführung derselben ist jedoch schwerlich nachzuweisen. Mehrfache Veränderungen bewirkte das Wachstum der Johanniter-Komturei, die nicht allein als Ritter-, sondern auch als Priester-Commende in Erscheinung tritt. Wird doch im Jahre 1309 neben dem Komtur auch ein Prior genannt. Im Jahre 1341, einer Zeit, wo die Kirche schon vorhanden gewesen sein muß, wenn auch erst 1356 von „vnserer lütteken Kerke to Miro" die Rede ist, heißt es: „Rupertus de Mansfeld commendator domus Mirow, prior et totus conventus ibidem."

Die Ausbildung der zweiteiligen, im Spitzbogen geschlossenen Fenster ist einfach, mit Verzicht auf jedwedes Maßwerk. Unter den beiden ersten Fenstern der südlichen Langseite sind kleine im Spitzbogen geschlossene Blendnischen angeordnet. Sie sind wie die Fenster mit Wulst und Fase profiliert. Die Bauweise des Chores wird durch das im Westen anschließende, etwas breitere Schiff aufgenommen, wenn auch unter mannigfachen Abweichungen. Die Anlage einer Balkendecke an Stelle der im älteren Teil vorgesehenen Gewölbefelder ist hierfür mitbestimmend. Im zweiten Feld des Schiffes sind zwei Eingänge gegenüber angelegt. Eine Verbreiterung im 18. Jahrhundert nach dem Brande von 1742 war die Ursache. Die typische Form des Korbbogens stammt aus dieser Zeit. Gegen Ausgang des Mittelalters wurde zwischen Chor und Schiff ein Treppenturm eingebaut, der eine der Blendnischen zur Hälfte verdeckt. Ein Turm war dem Schiff der Kirche vorgelagert. Nach Wortlaut der größten Glocke im Turm aus Holz (post deflagrationem templi turris ligneae). Ueber das Innere der mittelalterlichen Johanniterkirche wissen wir wenig. Ein Blitzschlag äscherte am 4. September 1742 die innere Ausstattung vollständig ein. Das älteste Inventar der Kirche ist vom Jahr 1578 datiert. Die darin aufgeführten „vasa sacra" weisen wertvolle Stücke auf. Auch Paramente werden genannt. Ferner 3 Glocken in dem „Kirch Thorm und beym Thorme" sowie „1 Glocken in der Kirch".

Daß das wachsende Ansehen der Ritter weithin Widerhall fand, zeigt u. a. die Stiftung von 2 Altären durch die Stadt Röbel im Jahre 1351. Der eine war zu Ehren der Jungfrau Maria, der andere zu Ehren des heiligen Kreuzes errichtet.

Die Renaissance- und Barockperiode ist zunächst durch zwei besonders schöne Kleinkunstwerke in Gestalt von messinggetriebenen Taufschalen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts vertreten. Die Mitte des Grundes der ersten zeigt eine stark stilisierte Rose, von einem in zartem Relief gehaltenen Kranz umgeben. Zwischen diesem und dem die Vertiefung der Schale abschließendem Ornament die der Kreisform folgende In-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0029

schrift: BETER . BENYT . DAN . BEKLAECHT . ALS . HET . GODT . BEHAEGT" D. 58,5 cm. Die andere Schale aus derselben Zeit zeigt achtseitige Umrißlinie. Auf dem Grunde inmitten vornehm wirkenden und elegant gezeichneten Rankenornaments die Kundschafter mit der Weintraube. Ein breites Band in entsprechendem Ornament in strenger edler Zeichnung schließt die Schale ab. D. 30 cm.

Nachdem die Kirche am 4. September 1742 eingeäschert war, wurde sie in den Jahren 1742/44 im Geschmack der Zeit ausgebaut.

Charakteristisch für den Ausdruck der barocken Kultur ist in der Architektur des Äußern, abgesehen von dem glücklichst proportionierten beherrschenden Turm (in einem Inventar vom Jahre 1709 zeigte die Kirche „eine große und Mittelspitze"), das sichtliche Bestreben, über die Formsprache der Gotik hinwegzutäuschen. Der Putzüberzug war hierfür ein wichtiges Mittel.

Als Kirchenbaumeister ist der in Diensten des Herzogs Adolf Friedrich III. stehende Christoph Julius Löwe zu nennen, dem, wie wir sehen werden, überhaupt ein bedeutsamer Anteil an den nach dem Brande in Mirow errichteten Bauwerken zufällt. Löwe, eine im deutschen Barock geschulte außerordentlich begabte Persönlichkeit, hat schon durch die höchst originelle reizvolle Komposition des Turmes eine bewährte Probe seiner Meisterschaft abgelegt. Sämtliche Glieder desselben sind elegant und flott in der Linie und von solcher Sicherheit in der Zeichnung, daß die sich in dieser Zeit in die barocke Formsprache einschmeichelnden, hier zart aufgenommenen Chinoiserien als durchaus selbstverständliches Motiv erscheinen. Sehr wirksam steht die grüne Patina der Kuppel, eines Geschenkes des Königs Friedrich II. von Preußen, zum altersgrauen Ton der Kirche. Auch die schlichten, in der Form des Korbbogens geschlossenen Portale gehören dieser Zeit an. Die beiden im Turm befindlichen Glocken wurden im Jahr 1747 unter Verwendung des alten aus der Feuersbrunst geretteten Glockengutes von Christian Daniel Heinze gegossen. Die erste größere zeigt auf der einen Seite das Allianzwappen Mecklenburg-Schwarzburg-Sondershausen, und auf der anderen das von Mecklenburg-Holstein-Ploen. Benannt sind Herzog Adolf Friedrich III., der regierende Herzog und Erbauer der Kirche, sowie seine Gemahlin Dorothea Sophie von Holstein-Ploen. Ferner werden aufgeführt die Witwe des Herzogs Adolf Friedrich II., Christiane Emilie Antonie von Schwarzburg-Sondershausen. Auch der getreue und vertraute Freund des Fürstenhofes, Pastor Bernhard Heinrich Büddemann, ein Westfale, der von 1725—53 in Mirow amtierte, ist nicht vergessen. Der Durchmesser der Glocke beträgt 1,27 m. Die andere Glocke erreicht nur den Durchmesser von 1,11 m. Sie zeigt die für die Zeit typischen Lambre-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0030

quins, wie sie auch an den Emporenbrüstungen des herzoglichen Chores in der Kirche wiederkehren. Hier erscheint das Allianzwappen Mecklenburg-Sachsen-Hildburghausen, umschlossen von der Kette und dem achtstrahligen Kreuz des bayrischen Militär-Max-Joseph-Ordens. Die Inschrift nennt den Herzog Carl Ludwig Friedrich, seine Gemahlin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen und deren fünf Kinder.

Im Innern ist der barocke Charakter vornehmlich in dem Meisterwerk der Kanzel zum Ausdruck gebracht. Schon das reichbehandelte Brüstungsgeländer, welches die Treppe verbirgt, bringt den barocken Gedanken klar und entschieden zum Ausdruck. Genial ist die Struktur dieses Meisterstückes. In seinen Einzelheiten offenbart sich ein glänzendes Können. Alles deutet auf völlige Beherrschung der Form. Schönheit bedeutet hier Kraft, im Gegensatz zum Rokoko, wo sie zum Spiel wird. Das leidenschaftliche Pathos der Brüstung nimmt auch der Baldachin auf. Das sich in reichen geschmeidigen Kurven bewegende Kartuschen- und Volutenwerk desselben erhält in dem die Posaune blasenden Putto einen machtvollen Ausklang. Die beiden Kartuschen der Kanzelbrüstung zeigen die Gesetzestafeln des Moses, sowie das Allianzwappen Mecklenburg-Sachsen-Gotha, des Stifters der Strelitzer Linie und seiner Gemahlin in zweiter Ehe Johanne. Am Baldachin dasjenige des Herzogs mit seiner dritten Gemahlin, Christiane Emilie Antonie von Schwarzburg-Sondershausen.

Viel schwächer erscheint die Altar-Komposition. Sie ist mit den über Eck gestellten Säulen und Pilastern, wenn auch technisch einwandfrei, etwas dürftig. Das Relief des gen Himmel fahrenden Christus, von weitflammendem Strahlenkranz umflossen, sowie der statuarische Schmuck tragen dem barocken Gedanken mehr Rechnung. Das Altarblatt: Christus am Kreuz, ist eine Kopie nach Dürers Original in der St. Moritzkapelle in Nürnberg, von der Großherzogin Marie von Meckl.-Strelitz.

Die in zwei Geschossen aufsteigenden, auf Säulen mit korinthischen vergoldeten Kapitälen ruhenden Emporen werden durch die mit feiner künstlerischer Sorgfalt ausgebildete heizbare Empore der herzoglichen Familie wirksam unterbrochen. Schon durch die im Mittel angeordnete konvexe Kurve enthält die Empore einen wesentlichen ästhetischen Auftakt. Wohl folgen ihre Stützen dem Schema der übrigen Säulen, aber ihre Brüstungen tragen in vornehm gehaltener Modellierung das für den Uebergang vom Barock zum Rokoko charakteristische Bandornament mit dem typischen Lambrequinmotiv. Die Brüstung der außerdem noch durch Ueberdachung und Verglasung ausgezeichneten Empore trägt die Wappenkartusche des Herzogs. Der vor dem Altare befindliche in gotischen Formen gehaltene Taufstein, der wieder dem mittelalterlichen Stil der Kirche nahezukommen versucht, ist ein Geschenk des

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0031

in Mirow geborenen späteren Baumeisters Ferdinand Hustaedt, Neustrelitz.

II. Die Fürstengruft.

Ihr Anbau an der nördlichen Seite der Kirche ist in zwei Bauabschnitten erfolgt. Gleich nach seinem Regierungsantritt schritt Herzog Adolf Friedrich II. (1701—1708) zum Bau eines Erbbegräbnisses. Dieser Bau umfaßt den ersten Bauabschnitt. Er bestand aus zwei Räumen. Der erste heute noch von der Kirche aus zugängliche zeigt quadratische Grundfläche und ist mit einem Kreuzgewölbe überdeckt. Ein Ochsenauge gewährt hinreichend Licht. Von diesem Raum, der anfänglich wohl als Vorraum gedacht war, gelangte man in einen zweiten, der dem ersten in seinen Abmessungen etwas nachsteht. Dieser zweite, heute unzugängliche Raum, die eigentliche Gruft, ist zweigeschossig und liegt unter dem ersten Gewölbefeld der unter Großherzog Georg 1819 erweiterten, von der seines Ahnherrn vollständig getrennten Gruft. Aber schon vor der Errichtung eines Erbbegräbnisses durch Herzog Adolf Friedrich II. muß ein Gewölbe vorhanden gewesen sein, da ja die beiden älteren Brüder des Herzogs, Herzog Carl († 1670) und Johann Georg († 1675), die in Mirow residierten, hier beigesetzt worden sind. Es ist wahrscheinlich, daß die Särge der beiden Herzöge von einer älteren vorhanden gewesenen Gruft in die neu erbaute überführt worden sind.

In der Gruft sind beigesetzt:

1. Die beiden eben genannten, Herzog Carl und
2. Herzog Johann Georg.
3. Christine Emilie Antonie, Witwe des Herzogs Adolf Friedrich II., Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 13. März 1681, verm. 10. Juni 1705, Witwe 12. Mai 1708, bezieht Mirow als Wittumsitz um 1710. Gest. daselbst 1. November 1751.
4. Louise Albertine, Prinzessin von Schwarzburg-Sondershausen, Schwester der vorgenannten, geb. 1682, gest. in Neustrelitz 1765, beigesetzt 14. Mai.
5. Magdalene Christiane, Tochter des Herzogs Adolf Friedrich III., geb. 21. Juli 1711, gest. 27. Januar 1713.
6. u. 7. Zwei Kindersärge, vergl. unten zu Nr. 14 u. 15.

b) oben.

8. Adolf Friedrich II., Herzog, Stifter der Strelitzschen Linie, geb. 19. Oktober 1658, gest. 12. Mai 1708.
9. Johanna, dessen Gemahlin in zweiter Ehe, Prinzessin von Sachsen-Gotha, geb. 1. Oktober 1680, verm. 20. Juni 1702, gest. 9. Juli 1704.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0032

10. Karl Ludwig Friedrich, Herzog, Sohn Adolf Friedrichs II. aus dritter Ehe. Geb. 23. Februar 1708 in Strelitz, apanagiert in Mirow, gest. daselbst 4. Juni 1752.
11. Elisabeth Albertine, Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, Gemahlin des Vorstehenden. Geb. 3. August 1713, verm. 15. Februar 1735, gest. 29. Juni 1761.
12. Dorothea Sophie, Herzogin von Holstein-Ploen. Gemahlin Herzog Adolf Friedrich III. Geb. 4. Dezember 1692, verm. 16. April 1709, gest. auf dem Schlosse zu Fürstenberg 29. April 1765, beigesetzt 13. Mai 1765.
13. Marie Sophie, Tochter des Herzogs Adolf Friedrich III., Aebtissin zu Rühn. Geb. 5. Mai 1710, gest. 21. Februar 1728.

14 u. 15. Hier und unter 6 u. 7 die vier frühverstorbenen Kinder des Herzogs Karl Ludwig.

Caroline, geb. und gest. 22. Dezember 1736, Elisabeth Christine, geb. 13. April 1739, gest. 8. April 1740.

Sophie Louise, geb. 16. Mai 1740, gest. 31. Januar 1741.

Gotthilf, geb. 27. Oktober, gest. 28. Oktober 1745.

II. Abteilung.

16. Adolf Friedrich III., Herzog, geb. 7. Juni 1686, succ. 12. Mai 1708, gest. 11. Dezember 1752. Aus der alten Schloßkirche zu Neustrelitz am 3. September 1859 nach Mirow überführt.
17. Georg August, Herzog, geb. in Mirow 16. August 1748 als jüngster Sohn von Nr. 10 und 11, gest. 6. November 1785 zu Tyrnau in Ungarn. Am 6. August 1852 nach Mirow überführt.
18. Christiane Sophie Albertine, Herzogin, geb. 6. Dezember 1735 als älteste Tochter von Nr. 10 und 11 in Mirow, gest. in Neustrelitz 31. August 1794.
19. Ernst Gottlob Albrecht, Herzog, geb. in Mirow 27. August 1742, ebenfalls als Sohn von Nr. 10 und 11, gest. in Neustrelitz 27. Januar 1814.
20. Adolf Friedrich IV., regierender Herzog, geb. in Mirow 5. Mai 1738, succ. 11. Dezember 1752, gest. in Neustrelitz 2. Juni 1794, beigesetzt 2. Juli 1794.
21. Georg, Prinz von Hessen-Darmstadt, Sohn von Nr. 30, gest. 28. Januar 1830 in Neustrelitz, beigesetzt 2. Februar.

III. Abteilung. (Bau v. 1819). Zugänglich.

22. Karl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb. in Mirow 10. Oktober 1741, succ. 2. Juni 1794, gest. 6. November 1816 in Neustrelitz.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0033

23. Dessen erste Gemahlin, Friederike Karoline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, geb. 20. August 1752, verm. 18. September 1768, gest. in Hannover 22. Mai 1782. Mit ihr in demselben Sarge ruht ihre jüngste Tochter
24. Auguste Albertine, geb. 19., gest. 20. Mai 1782 in Hannover.
25. Dessen zweite Gemahlin, Charlotte Wilhelmine Christiane Marie, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, der ersteren Schwester, geb. 5. November 1755, verm. 28. September 1784, gest. in Hannover 12. Dezember 1785, beigesetzt am 28. Dezember 1785.
26. Karoline Auguste Friederike Sophie, geb. 17. Februar 1771, gest. 10. Januar 1773.
27. Georg Karl Friedrich, geb. 4. März 1772, gest. 21. Mai 1773.
28. Georg Karl Friedrich Ernst, geb. 1. September 1774, gest. 5. November 1774.
29. Friedrich Karl Ferdinand, geb. 7. Januar 1781, gest. 24. März 1783.
30. Marie Luise Albertine, Landgräfin von Hessen, Mutter von Nr. 21, 23 und 25, gest. zu Neustrelitz, 11. März 1818.
31. Karl Friedrich August, Herzog, Sohn von Nr. 22 und 25, Befehlshaber der Garden in Berlin, geb. in Hannover 30. November 1785, gest. in Berlin 21. September 1837, beigesetzt 24. September 1837.
32. Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, Sohn von Nr. 22 und 23, geb. in Hannover 12. August 1779, succ. 6. November 1816, gest. auf dem Schweizerhause bei Neustrelitz 6. September 1860, beigesetzt 13. September 1860.
33. Karoline Luise Friederike Marie Therese Charlotte Wilhelmine Auguste, Herzogin, geb. in Neustrelitz 31. Mai 1818, Tochter von Nr. 32, gest. in Rom 1. Februar 1842, beigesetzt 13. September 1842.
34. Karoline Charlotte Marianne, Herzogin, geschiedene Kronprinzessin von Dänemark, geb. in Neustrelitz 10. Januar 1821, verm. 10. Juni 1841, geschieden 30. September 1846, gest. in Neustrelitz 1. Juni 1876, beigesetzt 7. Juni 1876, ebenfalls Tochter von Nr. 32.
35. Georg August Ernst Adolf Karl Ludwig, Herzog, Sohn von Nr. 32, russischer General, geb. in Neustrelitz 11. Januar 1824, verm. 16. Februar 1851, gest. in St. Petersburg 20. Juni 1876, beigesetzt 27. Juni 1876.
36. Ein Sohn des Großherzogs Friedrich Wilhelm, geb. und gest. zu London 13. Januar 1845, beigesetzt 31. Mai 1845.
37. Nicolaus Georg Michael Carl, Sohn von Nr. 35, geb. und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0034

gest. in Kameny-Ostrow bei St. Petersburg 11. Juli 1854, beigesetzt 25. Januar 1855.

38. Marie Friederike Helene, Tochter von Nr. 35, geb. in St. Petersburg 15. Juni 1861, gest. daselbst 28. Dezember 1861, beigesetzt 11. September 1862.
39. Marie Friederike Wilhelmine, Großherzogin, Prinzessin von Hessen-Cassel, Witwe von Nr. 32, geb. 21. Januar 1796, verm. 12. August 1817, gest. in Neustrelitz 30. Dezember 1880, beigesetzt 4. Januar 1881.
40. Friedrich Wilhelm, Großherzog, Sohn von Nr. 32, geb. 17. Oktober 1819 in Neustrelitz, verm. 28. Juni 1843 mit Augusta, Prinzessin von Großbritannien, succ. 6. September 1860, gest. 30. Mai 1904.
41. Carl Borwin, Herzog, Sohn des folgenden, geb. 10. Oktober 1888, gest. 24. August 1908 in Metz, beigesetzt 31. August.
42. Adolf Friedrich V., Großherzog, Sohn von Nr. 40, geb. 22. Juli 1848, verm. 17. April 1877 mit Elisabeth, Prinzessin von Anhalt, succ. 30. Mai 1904, gest. 11. Juni 1914.
43. Auguste Caroline, Großherzogin, Prinzessin von Großbritannien, Witwe von Nr. 40, geb. 19. Juli 1822, gest. 5. Dezember 1916.

Außerhalb der Fürstengruft ist Adolf Friedrich VI., der letzte Großherzog, Sohn von Nr. 42, geb. 17. Juni 1882, succ. 11. Juni 1914, gest. 23. Febr. 1918, auf der „Grabinsel" seinem Wunsche gemäß beigesetzt. Eine massive Brücke mit plastischem Schmuck, dem Stil des endenden 18. Jahrhunderts sich nähernd, vermittelt den Zugang. Zu Häupten des mit einem monumentalen Epitaph ausgezeichneten Grabes erhebt sich, dem Wunsche des Fürsten entsprechend, eine gebrochene Säule mit dem Symbol der Schlange.

III. Mirower Schloßbauten.

A) Das mittelalterliche Fürstliche Haus.

Die genaue Bauzeit dieses Hauses, das auch den Komturen als Wohnsitz gedient hat, entzieht sich aus Mangel an archivalischen Quellen der Kenntnis. Sie wird in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu setzen sein. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der heute vom Kavalier- und Küchengebäude eingenommene Platz als Standort des mittelalterlichen Hauses in Frage kommen. Hier deuteten noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwei quadratische Baulichkeiten von je 200 Fuß Grundfläche mit seitlich vorgelagerten Außentürmen von je 12 Fuß Durchmesser in einem Abstand von ungefähr 115 Fuß auf eine frühere Anlage. Sie werden als Reste dieses Hauses anzusehen sein. Mit dem Neubau des Küchengebäudes im Jahre 1758 sind sie dem Abbruch anheimgefallen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0035

Ein mit großer Genauigkeit geführtes Inventar vom 19. September 1634 unter dem Hauptmann Kaspar Eßlingen, schildert das Fürstliche Haus von 26 Gebinden, außen geständert, davon 2 Auslüchte, jedes von 4 Gebinden. Das Dach mit Steinen gedeckt und mit starkem Kalk bestrichen. Das Haus wies eine bedeutende Zahl von Gemächern auf. Eine Wendeltreppe vermittelte den Zugang zu den beiden Stockwerken mit großem Bodenraum. Hinter dem Fürstlichen Hause folgte ein Schlachthaus von 3 Gebind mit Backkammer, die Speisekammer von 7 Gebind. Darüber des Küchenmeisters „Losament". Vom Platz ging man über eine Brücke zum Back- und Brauhaus auf der heutigen Grabinsel. Dieses war von 15 Gebind. Es folgte die Leinenkammer mit Schneiderei. Hier lag auch des Hauptmanns Stube.

Auf dem „großen Platz des Fürstlichen Hauses" befanden sich drei Keller. Die beiden oben genannten Türme scheinen als Gefängnis und Pulverkammer gedient zu haben. Im übrigen war der Platz mit starken Mauern umgeben. Von hier aus ging man auf einer Brücke nach dem „Pfordthause" durch einen Hopfengarten mit hölzernem Plankwerk. Ferner werden 3 Pferdeställe genannt, von 15, 13 und 11 Gebinden. Mehrere größere Gärten, wie der „Baumgarten", der „Kleine- und Lustgarten", sowie der Küchengarten schlossen sich an.

Außer den Komturen haben das Fürstliche Haus apanagierte Prinzen bewohnt, als letzter Adolf Friedrich II. Sein Sohn und Nachfolger Adolf Friedrich III. ordnete unterm 5. Januar 1709 den Abbruch des Hauses an, um an derselben Stelle den Witwensitz für seine Stiefmutter zu erbauen.

B) Das Torhaus.

Die Epoche des Herzogs Carl 1564—1610, der 1587 im Komtureihause seinen Wohnsitz nahm, verlieh dem Aeußern der durch ihn erst aus einer Halbinsel zur Insel umgeschaffenen Komturei das heutige Gepräge. Das sog. Pfordt, heute das Torhaus benannt, war im Jahre 1588 durch den Herzog, der die Komturei-Halbinsel durch Wall und Graben „für einen gemeinen Anlauf" befestigen ließ, erbaut worden. In einem Inventar von 1634, wird es „mit starken und dicken Mauerwerk aufgezogen, umher stark bekalket, darunter ein Gewölbe und etliche Türmchen mit ihren Wetterhahnen, seitlich eine Pfortstube" geschildert. Der zweigeschossige verputzte Backsteinbau mit Durchfahrt und heute vermauerter Fußgängerpforte entspricht der ursprünglichen Anlage. Zur Armierung des etwa 4—5 Meter hohen Erdwalles mit seinen noch heute deutlich erkennbaren 3 Bastionen, wenn auch die fünfeckige Form nach der damals üblichen altitalienischen Manier nicht mehr hervortritt, erbat der Herzog bei Fürsten und Städten Geschütze. Diesem Wunsche wurde allerdings wenig Ge-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0036

hör geschenkt. Aber der König von Dänemark schickte seinen Ohm und Schwager, wie er ihn nennt, ein Stück Geschütz, dazu ein Faß Wein, da ihm der vorige so gut geschmeckt. König Carl von Schweden verhieß zwei Geschütze. Im Jahre 1634 befanden sich dabei „2 Zugbrücken über den Graben, die eine mit Ketten und Zubehör". Herzog Carl ließ auch das in Sandstein gearbeitete fünffeldrige meckl. Wappen an der Feldseite anschlagen. Das war im Jahre 1588. Auf einer heraldisch verzierten Tafel: VON GOTTES GNADEN CAROL H. Z. MECK. FVRST ZV WENDEN usw.

Das vom Herzoge Adolf Friedrich II. dort angebrachte auf Holz gemalte meckl. Wappen, das in einem Inventar von 1709 aufgeführt wird, ist nicht mehr an seiner Stelle. Dasselbe Inventar nennt auch 14 kleine viereckige Pfeiler, in denen 12 Wetterfahnen eingemauert sind, auf den Giebeln des Torhauses, wonach eine Rekonstruktion desselben möglich wird.

Ein am Mirower See erhaltenes, vielfach umgebautes Wirtschaftsgebäude der Komturei, enthält linksseitig drei langgestreckte Räume, mit Tonnengewölbe überdeckt.

C) Das neue Fürstliche Haus.

Witwensitz der Herzogin Christiane Emilie Antonie.

An Stelle des dem Abbruch anheimgefallenen Komturhauses wurde für die im 27. Lebensjahre stehende Witwe auf Anordnung des regierenden Herzogs Adolf Friedrich III. durch den ersten Baumeister des Landes Joachim Borchmann zu Strelitz 1709 ein neuer Wohnsitz erbaut. Er war ein schlichter Fachwerkbau ohne irgend welchen repräsentativen Charakter. Hier lebte sie in stiller Zurückgezogenheit, sich ganz der Erziehung ihres Söhnchens widmend, in Gesellschaft ihrer Schwester, der Herzogin Sophie Albertine. Hofmeister des heranwachsenden Herzogs war ein aus Hannover gebürtiger Edelmann, Christian von Zesterfleth. Der Witwensitz ist das von dem nachmaligen Könige Friedrich dem Großen in seinem bekannten Briefe an seinen Vater geschilderte Schloß, das er in Gesellschaft des Leutnants v. Buddenbrock am Morgen des 25. Oktober 1736 aufgesucht hatte, um dem „Prinzen von Mirow" seine Aufwartung zu machen. Ungefähr 30 Jahre hat sich die Herzogin des ihr von ihrem Stiefsohne erbauten Hauses zu erfreuen gehabt. Dann erlag es am 4. September 1742, der durch Blitzschlag hervorgerufenen Feuersbrunst, die sämtliche Gebäude der Insel zerstörte.

D) Das Schloß (unteres) (Seminar).

Als Herzog Carl, der „Prinz von Mirow", sich 1734 mit der Prinzessin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen vermählte, und im folgenden Jahre am 6. Dezember die Prinzessin

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0037

Christiane, bekannt als Schwester des nachmaligen Herzogs Adolf Friedrich IV., in dem nur einfachsten Ansprüchen genügenden Schlosse geboren wurde, erwiesen sich die Räume zur Aufnahme von zwei Hofhaltungen als unzureichend, so daß man auf den Bau eines zweiten Hauses bedacht sein mußte. Ein passender Platz fand sich am Südufer des Mirower Sees, außerhalb der Komturei oder des Burgplatzes. Hier stand ein kleines Häuschen, das einer Witwe Pagel gehörte, aber hinter dem unscheinbaren Hause dehnten sich Garten und Wiese bis an den damals noch in tiefer Stille daliegenden, wenig befahrenen See. Herzog Adolf Friedrich III. gewährte der Witwe eine ansehnliche Entschädigung, und bald konnte mit dem Bau nach Plänen des Baumeisters Christoph Julius Löwe begonnen werden. Auch dieses Haus ein Fachwerkbau, hatte nur ein Erdgeschoß mit hohem Mansardendach und wird das Schlößchen der verwitweten Herzogin kaum übertroffen haben, wenn auch Löwe seinen Vorgänger Borchmann an Können weit überragte. Nach fast dreijähriger Bauzeit konnte der nunmehr im 30. Lebensjahre stehende Herzog das Schloß beziehen, das zum Unterschied des Wittumsitzes als „oberes" bezeichnet wurde. Hier haben der nachmalige Herzog Adolf Friedrich IV., der spätere Großherzog Carl, seine jüngeren Brüder Ernst und Georg August, sowie Prinzeß Charlotte, spätere Gemahlin des Königs Georg III. von Großbritannien, das Licht der Welt erblickt.

Herzog Carl Ludwig starb am 4. Juni 1752. 10 Kinder waren ihm geboren, von denen 4 bald nach der Geburt starben. Seine Witwe folgte ihm am 29. Juni 1761 in die Ewigkeit nach. Ihr Tod brachte auch die Auflösung des Fürstenhofes von Mirow. Seine Mitglieder siedelten nach Neustrelitz über.

Auf Befehl des Herzogs Adolf Friedrich IV. wurde bald nach dem Tode der Herzogin ein durchgehender Um- oder richtiger Neubau des einstöckigen Hauses vorgenommen. Mit den Arbeiten wurde im Frühjahr 1765 durch den Maurermeister Pätzold und den Zimmermeister Erasmus Frickert unter Leitung des derzeitigen Drosten und Kammerherrn von Rahden begonnen. So entstand der noch heute in seiner Architektur, wenn auch stark verwischt, erkennbare, imposante, sich in zwei Stockwerken mit darüber angeordnetem Mansardengeschoß erhebende Bau. Die sich in fünfzehn Achsen dehnende Front wird durch ein dreiachsiges Risalit in der Mitte gegliedert und ist durch eine Pilasterstellung mit korinthisierenden Kapitälen, die an den Ecken einzeln, zu beiden Seiten der Mittelachse aber gekuppelt auftreten, ausgezeichnet. An den beiden Frontseiten werden je zwei Fenster durch eine die Geschosse durchmessende Lisene zusammengehalten. Das Risalit ist über dem in Form eines Korbbogens geschlossenen breiten Portal durch einen schwach vortretenden Balkon, wenn auch nicht ästhetisch befriedigend, bereichert. Schlanke Rundbogenfenster mit darüber

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0038

angeordneten Ochsenaugen gewährten dem durch zwei Geschosse geführten, die ganze Tiefe einnehmenden, mit erlesenen Stukkaturarbeiten geschmückten und durch zwei große Kamine zu erwärmenden Saal die Belichtung. Auch der Dreiecksgiebel über dem Mittel zeigt Stuckornament, wenngleich durch spätere Ergänzungen stark beeinträchtigt. Die glückliche, bewährte Hand Löwes schwebte nicht mehr über dem Bau. Eine nicht wegzuleugnende Härte in der Formsprache und schematische Durchbildung zeugt von einer Persönlichkeit, die der großen Aufgabe nicht gewachsen war. Eine besondere Ausbildung hatte das Treppenhaus erfahren. Zu beiden Seiten der Halle emporführende Freitreppen mit drei Podesten, mit am Ausgang derselben angeordneten, durch Arkaden verbundene Säulen, geleiteten zu dem genanten Saale, dem als Vorbild unzweifelhaft der noch wohlerhaltene im Schlosse auf der Insel gedient hat. Der Fertiger des Entwurfs wird von einem Stabe tüchtiger Kunsthandwerker, die zum Teil aus Dänemark eingewandert waren, Stukkatoren, Holzbildhauer und Vergolder unterstützt worden sein. Der Stukkateur A. F. Seydell und Vergolder Franz Neumel sind hier zu nennen. Die Schwester des Herzogs, Sophie Charlotte, nunmehrige Königin von England, hatte sich ihres Geburtshauses wohlwollend erinnert. Sie schenkte das zur Verglasung der Fenster und Türen notwendige Material von feinster Qualität. Das heutige Satteldach hat nach dem Brande von 1848 die fein abgestimmte Mansarde nicht wieder erhalten. Der schwerste Verlust war jedoch der als glänzendes Denkmal des Barockstils in Mecklenburg zu nennende Saal, sowie die vornehme Gliederung des Treppenhauses. Seit 1820 war hier das Landes-Lehrerseminar untergebracht. Im Jahre 1925 ist es eingegangen.

E. Das Schloß (oberes).

Als der Brand des Jahres 1742 mit sämtlichen Gebäuden des Burgplatzes auch das 1709 erbaute Haus der verwitweten Herzogin Christiane Emilie Antonie vernichtet hatte, wurde bald darnach der Grundstein zu einem den gesteigerten Lebensbedürfnissen der Zeit Rechnung tragenden, durch Herzog Adolf Friedrich III. an andere Stelle „nordwärts der Kirche" gelegt. Das Schloß stellt sich als massiver zweigeschossiger, in den leichtvorgezogenen zweiachsigen Flügeln sowie in dem durch drei Achsen gegliederten Mittelbau mit Dreiecksgiebel jedoch dreigeschossiger Putzbau unter Mansardendach dar. Der Grundriß ist typisch für die baukünstlerischen Grundsätze Löwes. Ueber der Halle mit der zu beiden Seiten abzweigenden Treppenanlage und dem hinter der Halle befindlichen Gartensaal ist wie in Neustrelitz und Fürstenberg der die ganze Tiefe des Hauses durchmessende Saal angeordnet. Darum gruppieren sich die für den Hofhalt erforder-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0039

lichen Räume. In den Dekorationen des Innern sind zwei verschiedene Epochen vertreten. Das Rokoko, in den Stukkaturen und figuralen Kompositionen noch durch künstlerisches Unvermögen gebunden, tritt dagegen in den Holzschnitzereien mit Flüssigkeit und Elastizität in der Form auf. Gerade das sparsam angeordnete Dekor verleiht manchen Gemächern ebenso vornehme wie anmutige Prägung. Audienzzimmer (2): Die mit gemustertem rotem Seidendamast bespannten Wandflächen sind durch holzgeschnitztes graziöses reichvergoldetes Rahmenwerk aufgeteilt. Die in gleichem Sinne behandelten Türen mit ihren Supraporten und sogar die Fensterläden folgen diesem Beispiele. Mobiliar wahrscheinlich von dem auch für die Schlösser zu Neustrelitz, Hohenzieritz und Mirow tätigen Bildhauer Simon Gehle. Die Rückenlehne des Diwans elegant mit dem Charakter des Rahmenwerks verschmolzen. Ofen in Form eines Obelisken, in einer reich mit Stuckornament staffierten Nische. Die derben Stukkaturen stehen in keinem Verhältnis zur Virtuosität des Rahmenwerkes. Dem Dekor dieses Raumes reiht sich dasjenige in Kabinett 6 ebenbürtig an. Die Wände des 5,50 × 3,00 großen Raumes blieben leider unverändert, aber der holzgeschnitzte, prächtige, starkvergoldete Plafond zeugt von meisterlichster Beherrschung der Form. Während in dem Rosettenstück feinsinnigste Symmetrie vorherrscht, ist für die übrige Komposition, in der neben der Vorliebe für musikalische Attribute in den Puttos der chinesische Einfluß bemerkbar wird, die dem Rokoko eigene Asymmetrie charakteristisch. In ganz anderer Art ist der als Schlafgemach dienende Raum Nr. 3 ausgestattet. Die polychrome Behandlung des die Wände aufteilenden Rahmenwerks, wenn auch nicht von der Feinheit wie in den anderen Räumen, zeigt silbernes Holzschnitzwerk auf blauem Grunde. Die Art der Behandlung ist für das deutsche Rokoko charakteristisch. Namentlich ist es die naturalistische Behandlung der Blumen, eine Auffassung, wie sie uns auch in einem Gemach der sogenannten „Königszimmer“ im Neustrelitzer Landesmuseum entgegentritt. Besonders geschmackvoll in der maßvollen Verwendung des Dekors, sowie in der Eleganz desselben ist die Eingangstür mit ihrer Supraporte. Auch die Anordnung einer besonderen Nische für das Bett nach französischem Vorbild ist dem intimen Raume bestens eingefügt. Vollendet scheint das Gemach erst im Sommer 1757 gewesen zu sein durch „Melchior Kambly, königl. preuß. Bildhauer“, wie er sich nennt. Bekanntlich bevorzugte Friedrich der Große die Farbe blau mit Staffierung von Silber, die dieser ohne Zweifel unter Knobelsdorf arbeitende Künstler auch hier beliebte. Im Vorzimmer Nr. 4 elegante reichgeschnitzte Ecken des die Wandfelder einrahmenden Leistenwerks.

Schwerfälligem derben Charakter sind die Stuckdekorationen, zumal die figuralen und die damit verbundenen Kompositionen

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0040

unterworfen. Weniger beeinflußt wird das Ornamentale, wie es in den Plafonddekorationen auftritt. Der „Gartensaal" ist in dieser Beziehung, hauptsächlich durch die glücklichen Maßverhältnisse und das hierdurch verwandte sparsame Dekor besonders gut gelöst, schon durch die Aufteilung der Wände bis auf die erst 1918 eingesetzten willkürlich behandelten Wandspiegel, die dem Schlosse zu Weisdin entnommen sind.

Imponierend ist der im Mittel des oberen Stockwerks belegene Saal. (Abbldg.) Seine hochgesprengte Voute durchschneidet das in der Fassade vorgetäuschte Halbgeschoß. Die etwas oberflächlich modellierte, unter starkem italienischen Einfluß stehende Formsprache trägt ausgesprochenen barocken Charakter, wie sie — wiederum unter demselben Einfluß (Cortona, Valvosori) für verwandte Schloßbauten Süd- und Westdeutschlands charakteristisch ist. Die Wände sind durch buntstuckierte glatte Pilaster mit korinthisierenden Kapitälen aufgeteilt. Dazwischen treten an den Querwänden Rokokokartuschen. An den Langwänden zu beiden Seiten der inmitten angeordneten Kamine mit willkürlicher Komposition stuckierte Füllungen in flachem ornamentalen Reliefschmuck. Das strenggezeichnete, durch reichornamentierte Karniese ausgestattete Hauptgesims trägt auf hoher Voute die Decke. Ihr durch kräftiges ornamentiertes Rahmenwerk eingefaßter Spiegel war zur Ausführung eines allegorischen Gemäldes bestimmt. Die Voute wird durch reichausgestattetes Kartuschen- und Rahmenwerk, sowie Puttos, die auf Voluten hocken, gegliedert. Trotz mancher Mängel wird der Saal durch ein von festlichem Schwunge durchwehtes Raumgefühl beseelt. Unter den Stukkatoren dürften beschäftigt gewesen sein Vogel und Seydell, die auch in Neustrelitz vielfach tätig waren. An Bildhauern vor allem Simon Gehle aus Neustrelitz und Kambly. Wie das Schlafgemach erst 1758 vollendet wurde, so erhielt in diesem Jahre auch das übrige seine endliche Vollendung durch Herzog Adolf Friedrich IV., der für Mirow als seinen Geburtsort eine besondere Vorliebe hatte.

Die Herzogin hat das Schloß nicht bezogen, ja überhaupt nicht in seiner Vollendung gesehen. Sie starb am 1. November 1751 und wird während der Bauzeit vermutlich im Schlosse ihres Sohnes ihre Hofhaltung aufgeschlagen haben. Dauernd kann das Schloß nie bewohnt gewesen sein. Brachte doch schon das Jahr 1761 das Ende des Fürstenhofes in Mirow. Der regierende Herzog Adolf Friedrich IV. ist selten auf längere Zeit dort abgestiegen. Er bevorzugte bekanntlich Neubrandenburg.

Die Keramik ist durch eine Anzahl sehr geschmackvoller Oefen mit farbiger Glasur — sie gehören meist dem Anfang der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an — vertreten. In den Möbeln herrscht das Louis-Seize vor. Daneben ist die Marketerie in einzelnen Stücken, sowie das Louis-Quinze vertreten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0041





Taufschalen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0042

Grubinstel.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0043

Die Gemälde haben in ihrer Mehrheit nur historischen Wert. Die Behandlung der Wandflächen stammt, abgesehen von den Bespannungen aus späterer Zeit. Die „Parfilage", das Zerzupfen von Goldstickereien und Tressen erfreute sich großer Beliebtheit. Die Bespannung im Raum 16 ist von der Herzogin Christiane, Schwester Adolf Friedrichs IV., gearbeitet. Moiree mit zarten Streifen in Knötchenstickerei, sogen. tambourierte Wandbekleidungen. Auch gesponnen wurde am Fürstenhof in Mirow eifrig. Die Heranziehung tüchtiger Leineweber ist archivalisch verbürgt. Manche aus diesen Werkstätten hervorgegangenen kostbaren Erzeugnisse, befinden sich im Landesmuseum.

F. Das Kavalier- und Küchengebäude.

Dieser architektonisch ausgezeichnete Bau wurde 1758 durch Herzog Adolf Friedrich IV. begonnen. Das zweigeschossige elfachsige durch feine Maßverhältnisse und aparte, in Putz gezogene Ornamente ausgezeichnete Gebäude ist durch ein dreiachsiges Mittel mit flachem Giebel, in dessen Feld sich das typische ovale Fenster fein eingegliedert zeigt, wirksamst aufgeteilt. Ein Mansardendach von glücklichsten Verhältnissen schließt den Bau, der das Schloß architektonisch bei weitem übertrifft, ab. Die volle Höhe und Tiefe des Risalites ist für den Küchenraum nutzbar gemacht.

G. Gärten.

Die das Schloß umgebenden gärtnerischen Anlagen waren ebenfalls eine Schöpfung Löwes. Seine auf französische Vorbilder zurückzuführende Vorliebe für Alleen ist in kleinen Resten ersichtlich. Der eigentliche Schloßgarten war durch eine Brücke mit dem „Herrengarten" verbunden. Eins der Mirower Orangeriehäuser wies nach einem Inventar viele ausländische Ziersträucher auf. Auch plastische Werke werden den Garten einstmals geschmückt haben. Verschnittene Hecken fehlten nicht.

H. Jagdhaus in Canow.

Der Fürstenhof in Mirow war nicht allein auf diese Residenz angewiesen. Unweit Mirow erhob sich das von Löwe um 1740 in anmutigster Lage am weithin sich dehnenden See auf weitschauender Höhe erbaute Jagdhaus. Der englische Gelehrte Nugent, dem wir so manche wertvolle Notiz über das Leben am Hofe des Herzogs Adolf Friedrich IV. verdanken, hat es mit dem Herzoge am 29. Oktober 1766 von Mirow aus besucht. Bekannt ist es geworden durch den unerwarteten Besuch des Kronprinzen Friedrich von Preußen am Abend des 25. Oktober 1736 bei dem Herzog Carl Ludwig. Das Häuschen mit Hirschgeweihen über allen Türen war schlicht und einfach. Eindrucksvoll aber präsentierte sich der von Löwe angelegte Garten. In wohlgepflegten

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0044

Terrassen sich bis an den See gelassen senkend, verlieh er dem anspruchslosen Sitze ein durchaus herrschaftliches Gepräge. Herzog Carl Ludwig Friedrich hatte den ländlichen Ort, der auch Nebenhäuser für die Dienerschaft, Orangeriehäuser und dergl. umfaßte, zu Ehren seiner Gemahlin „Albertinenlust" getauft. Nach dem Tode des Herzogs ließ sein Sohn, Adolf Friedrich IV., der Stätte, namentlich den Treibhäusern und den Gärten die sorgfältigste Pflege angedeihen. Die Bevorzugung der Gärten und Nebengebäude vor dem Jagdhause wird in der wohl nur leichten Bauart desselben und in der mangelhaften Fundierung zu suchen sein. Schon um 1770 war das Haus dem vernichtenden Schwamme preisgegeben, so daß „bey diesem keine Reparatur möglich sey", wie ein sachverständiges Urteil lautete.

— — — — — — — — — — — — — — — — — Heute erinnert kein Häuschen mit Hirschgeweihen über allen Türen mehr an das stille, schlichte, sich in so bescheidenen Grenzen abspielende Leben der fürstlichen Familie. — — Die Terrassen des Gartens hat Unkraut überwuchert. Nur leise ahnt der Besucher die bequemen Treppen. Sie geleiteten einst von Terrasse zu Terrasse. — — — — Das schwermütige Rauschen alter Kastanienbäume trifft mahnend unser Ohr. In tiefer Bläue träumt der See. — — — —

Ein Fürstengrab.

(3. März 1918).

Ein grünes Eiland hebt sich aus den Wogen,
Umkost von Blumenduft im Lenzesweben,
Darob der Lerchen Lieder jubelnd schweben,
Die Sonne strahlt vom blauen Himmelsbogen.

Und heut? — Was kommt im Märzenschnee gezogen?
Durch alle Herzen geht ein bangend Beben:
Zur Rüste ging ein blühend Fürstenleben,
So sonnig-schön und doch — vom Glück betrogen. —

Sei mir gegrüßt, du todgeweihte Stätte,
Da Ruh' dem Ruhelosen ward beschieden,
Da fand ein armes, müdes Herz den Frieden!

So schlummere sanft in deinem kühlen Bette,
Wo leis' die Wellen rauschen, singen, sagen
Von deiner Ahnen längst vergang'nen Tagen!

Fr. Winkel.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0045

Vom Mirower Pfarrhaus und der Familie Giesebrecht.

Von Fr. Winkel.

Als 1752 der Herzog Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz unbeerbt starb, folgte ihm der damals noch nicht fünfzehnjährige Sohn seines vor sechs Monaten in Mirow verstorbenen Bruders Karl Ludwig, der Herzog Adolf Friedrich IV., den Reuter in seinem „Dörchläuchting" in so unverantwortlicher Weise karikiert hat. Für den jungen Herzog, der, vom Kaiser für volljährig erklärt, auf Reisen ging und sich längere Zeit in Frankreich aufhielt, um Welt und Menschen kennen zu lernen, führte zunächst seine Mutter Elisabeth Albertine, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, die Regierung. Sie berief den Pastor Büddemann, ihren Seelsorger in Mirow, als Konsistorialrat nach Neustrelitz. Dessen Nachfolger in Mirow wurde Johann Heinrich Leithäuser. Er gewann bald das Wohlwollen und Vertrauen der Herzogin, die nach dem Regierungsantritt Adolf Friedrichs IV. mit ihren Kindern ihre Hofhaltung in Mirow beibehielt.

Zwischen dem „Neuen Schloß" (dem späteren Seminar) und dem schräg gegenüber liegenden Pfarrhaus entstand ein reger Verkehr. Leithäuser, „ein Theologe aus Baumgartens Schule, von inniger Religiosität, zugleich eine dichterisch gestimmte Natur, war beides: Seelsorger und Hofdichter"; und die fürstlichen Kinder, besonders die Prinzessinnen Christiane (Christel-Schwester in Reuters „Dörchläuchting") und Sophie Charlotte, die nachmalige Königin von England, besuchten oft die Gattin des Pfarrers und fühlten sich wohl bei dem jungen Paare. Auch uneingeladen kamen sie, „waren sie einig, beide zugleich und suchten ihr williger als geübt in Küche und Speisekammer hilfreiche Hand zu leisten, wie denn einmal eine von ihnen, zu nie vergessenem Schrecken der Wirtin, beim Umdrehen der Kaffeemühle mit den Bohnen die eigenen Spitzenmanschetten zermahlen ließ; waren die Schwestern uneinig, wußte Charlotte dem Spott und der Neckerei nichts zu erwidern, so flüchtete sie sich allein in das Pfarrhaus. Sie wußte, daß sie da bei der Frau, wie bei dem Manne jederzeit herzliche Teilnahme fand, daß beide sie vor allen ihren Geschwistern hoch und wert hielten." (L. Giesebrecht.)

Auch die Herzogin Elisabeth Albertine bewies dem Ehepaare ihre Teilnahme, und als im Pfarrhause das erste Kind erwartet wurde, „schenkte sie der jungen Mutter die Wiege aus Pflaumenbaumholz,*) darin ihren eigenen Kindern früher war gebettet

*) Die Wiege hat sich, wie L. Giesebrecht erzählt, in der Familie fortgeerbt. „Leithäusers Kinder alle, seine Enkel und Urenkel zum Teil,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0046

worden; und als Leithäuser sein neugeborenes Töchterlein taufte, waren als Zeugen der heiligen Handlung die Herzogin selbst, die Fürstin von Schwarzburg (Schwester der 1751 in Mirow gestorbenen Herzogin Emilie Antonie, Gemahlin Adolf Friedrichs II. und Mutter des Herzogs Karl Ludwig), der regierende Herzog und die Prinzessin Christiane gegenwärtig."

Am 29. Juni 1761 starb Herzogin Elisabeth Albertine in Neustrelitz. Ihre Leiche kam nach Mirow zurück. Leithäuser sprach, was sein Herz bewegte, aus in einer Elegie, die auch im Druck erschien. Von den 16 Strophen mag hier eine angeführt werden, weil sie in hübscher Weise Mirows Trauer zum Ausdruck bringt:

Wie schleichet einsam, blaß, mit leisem Fuß
Der Kummer jetzt durch deine stillen Gassen,
Seitdem, die sie belebte, uns verlassen!
Die Fürstin kam: wie flohn zum treuen Gruß
Der Säugling mit den Greisen aus den Hütten,
Als Bienen, wenn der Morgen Honig taut!
Ward Fürstin oder Mutter mehr beschaut,
Da Lieb und Ehrfurcht um den Vorzug stritten?

Im August 1761 verließ Prinzessin Sophie Charlotte, die nach dem Tode ihrer Mutter mit ihren Geschwistern in Neustrelitz Wohnung genommen hatte, ihre mecklenburgische Heimat, um ihre Reise nach England anzutreten, dessen König Georg III. sie zu seiner Gemahlin erkoren hatte. Ihr Weg führte sie über Mirow, und hier begrüßte sie Leithäuser noch einmal mit einem Gedicht. Es war ein Abschied für immer. Die Königin hat ihre Heimat nicht wieder besucht, und Leithäuser starb am ersten Pfingsttage 1769, dem 14. Mai. Die Seinen aber durften auch ferner in dem Pfarrhause bleiben, da seine älteste Tochter Elisabeth, bei der einst vier Mitglieder der herzoglichen Familie Patenstelle übernommen hatten, die Gattin seines Nachfolgers wurde.

Dieser, Benjamin Giesebrecht, war am 6. Februar 1741 als Sohn eines Kammachers in Rostock geboren, wo er und sein Bruder August*) Spielkameraden Blüchers waren. Der Vater starb früh, und die Mutter zog mit ihren Söhnen nach Anklam, wo beide zu kräftigen Jünglingen heranwuchsen. Um nicht den preußischen Werbern in die Hände zu fallen, mußten sie auf mecklenburgisches Gebiet flüchten.

---

haben darin geschlafen, bis sie zerfallen ist." Auf diese Wiege beziehen sich L. Giesebrechts Verse in seinem Gedicht „Von Gottes Gnaden":

Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich, was ich bin.

*) Er wurde Barbier, studierte in Kopenhagen Medizin und starb als geschickter Arzt in Heiligenhafen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0047

Benjamin bezog 1760 die Universität Halle, um Theologie zu studieren; doch widmete er sich auch der Poesie und der Aesthetik. Nach vollendetem Studium war er längere Zeit Hauslehrer, z. B. bei dem Pastor Herder in Lärz und bei dem Superintendenten Masch in Neustrelitz, bis ihm 1769 die Pfarrstelle in Mirow verliehen wurde. Am 1. Advent wurde er dort eingeführt. In seiner Antrittspredigt sagte er: „So nimm mich, geliebtes Mirow, in deinen Schoß auf; sei du der Hafen, wo ich nach so vielen Stürmen und Ungewittern eine stärkende Ruhe genießen kann."

Am 23. Oktober 1772 vermählte er sich mit der ältesten Tochter seines Vorgängers, mit der er in überaus glücklicher Ehe lebte, glücklich in Freude und Leid. Und an schwerem Leid sollte es beiden nicht fehlen. Nach der Geburt des achten Kindes verlor die Frau infolge einer hitzigen Krankheit das Augenlicht; ja, während der letzten Zeit ihres Lebens war sie auch noch vollständig des Gehörs beraubt, so daß sie nur vermittelst eiserner Buchstaben sich mit den Ihrigen verständigen konnte. Einen wunderbar veredelnden Einfluß muß diese blinde und taube Frau auf ihre Umgebung ausgeübt haben, diese Frau, die trotz ihres schweren Leidens in gläubigem Gottvertrauen sich ihr kindlich-schlichtes Gemüt und ihren demütig-frohen Sinn erhalten hatte. Sie war und blieb der Mittelpunkt ihrer Häuslichkeit, umgeben von verehrender Liebe des Gatten und der Kinder. Was Vater und Mutter den Kindern waren, sagen am besten die Verse Ludwig Giesebrechts:

Im Vaterhause war ich, o, wie reich!
Denk' ich daran, so werd' ich ernst und weich.
Drei Brüder hatt' ich, tätig, frei und sinnig,
Fünf Schwestern hatt' ich, hilfreich, herzig, innig,
Der Vater ein Prophetenangesicht,
Die Mutter blind und sanft wie Mondenlicht.*)

Der Mutter Geburtstag war dem alternden Dichter noch ein Tag heiliger Erinnerung. Und der älteste der Söhne, Karl, schreibt:

Die hohe Heilige, die mich geboren,
Wies mir den Himmel mit der Liebe Hand,
Und Bürgschaft hat der Engel drob geschworen,
Der ihres Lebens Dornenkrone wand.

*) Brüder: Karl, Adolf, Ludwig, Friedrich. Schwestern: Luise, verh. mit dem Pastor Dulitz in Triepkendorf (früher Lehrer a. d. Mirower Schule); Auguste, verh. m. d. Rektor Probsthan in Altstrelitz, dem Freund Theodor Körners und Zeugen seines Todes; Ernestine, verh. m. d. Gymnasiallehrer Böhmer in Stettin (ihr Sohn Eduard war später Professor der romanischen Sprachen in Straßburg); Henriette, die Pflegerin der früh verwaisten Kinder ihres Bruders Karl; Friederike, die zuerst ihrem Bruder Ludwig und nach dessen Verheiratung ihrem Bruder Friedrich den Haushalt führte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0048

So ward die Heimat, die sie sich erkoren,
Auch meiner jungen Seele Glaubensland;
Und gern folgt' ich des treuen Vaters Lehren:
Dem Einen, Ew'gen ewig zu gehören.

Benjamin Giesebrecht war ein treuer Pastor und Seelsorger seiner Gemeinde, die ihn ehrte und hochschätzte, ein angenehmer und witziger Gesellschafter, ein geistig reger Mann, der sich auch vielfach schriftstellerisch betätigte. Als er noch in Halle studierte, erschien von ihm anonym: „Empfindungen eines Jünglings bei dem traurigen Schicksal seines Vaterlandes" (Rostock, 1760) und zwei Jahre später ein längeres Gedicht: „Die Schöpfung der Natur" (Halle, 1762). Sein Hauptwerk war: „Erklärende Umschreibung des ersten Buchs Mosis, mit Anmerkungen und moralischen Gedanken, für Unstudierte" (Rostock und Leipzig, 1784 und 1785). Außerdem schrieb er Gelegenheitsgedichte und veröffentlichte Predigten, Aufsätze und Rezensionen in verschiedenen Blättern.

Ein lebhaftes Interesse hatte Benjamin Giesebrecht für Unterrichts- und Erziehungswesen. Davon zeugen auch seine Schriften: „Rede über den großen Einfluß der Geschäfte eines Schullehrers in das Wohl des Staates, bey der Einführung eines neuen Lehrers" (Neubrandenburg 1772) und „Moralische Gedanken vom gesellschaftlichen Leben; eine Erziehungsschrift" (Neubrandenburg, 1774—1777). Aber auch praktisch diente Giesebrecht der Schule. „Unter seiner Einwirkung hob sich die Mirower Schule so, daß vierzehnjährige Schüler derselben in den oberen Klassen der Berliner Gymnasien Aufnahme fanden und dort durch ihre Leistungen glänzten." Zu diesen Schülern gehörten auch des Pastors eigene Söhne, bei denen er selbst wohl den Schulunterricht durch Privatstunden ergänzte.

Es war eine bewegte Zeit damals. In Frankreich wütete die Revolution, der König ward entthront und enthauptet; aus der Schreckensherrschaft ging Napoleon als Kaiser hervor. Oesterreich ward besiegt, das Deutsche Reich zertrümmert, Preußen zu Boden geschlagen, und ganz Deutschland seufzte unter den Greueln der „Franzosenzeit". Auch Mecklenburg-Strelitz blieb nicht verschont, und bange Sorge herrschte oft auch im Mirower Pfarrhause. Da brach endlich der Völkerfrühling an. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen rief sein Volk auf zum Kampf gegen den Unterdrücker, und am 30. März 1813 erließ der greise Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz seinen bekannten Aufruf, der überall begeisterten Widerhall fand, auch in den Herzen der vier Brüder Giesebrecht.

Der älteste von ihnen, Karl, war damals schon ein Mann von 31 Jahren. Geboren am 9. Juni 1782, erhielt er seinen ersten Unterricht in der Mirower Schule und bei dem Vater und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0049

ging nach seiner Konfirmation (1796) auf das Joachimthalsche Gymnasium in Berlin, das er bis 1800 besuchte. Dann bezog er, wie einst der Vater, die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Der bekannte Professor Friedr. Aug. Wolf wußte ihn für die klassische Philologie zu gewinnen, „obwohl Giesebrecht den theologischen Studien nie untreu wurde und auch noch in späteren Jahren gern die Kanzel bestieg." Nach Beendigung seiner Studien nahm er eine Stelle am pädagogischen Seminar in Berlin an, wurde 1805 ordentlicher Lehrer am Gymnasium und Pädagogium in Bremen, wo er vom Senat den Professortitel erhielt, nachdem er in Helmstädt die philosophische Doktorwürde erworben hatte. Ostern 1812 ging er, nachdem er im Elternhause seine Hochzeit mit Luise Auguste Keferstein aus Brandenburg a. d. H. gefeiert hatte, wieder zurück nach Berlin als Professor am Gymnasium zum grauen Kloster. Ein tüchtiger Lehrer, der bei Kollegen und Schülern wegen seiner Gelehrsamkeit, der Reinheit seines Charakters und seiner echt deutschen Gesinnung in gleicher Hochachtung stand.

Wie mußte einem solchen Manne das Herz höher schlagen, als das deutsche Volk sich erhob, als Arndts, Körners, Schenkendorfs Lieder die Jugend begeisterten zum heiligen Kampf für das Vaterland. Im Geiste war auch er bei den Kriegern und begleitete sie mit seinen Liedern von Schlacht zu Schlacht. Waren doch seine drei Brüder, Adolf, Ludwig und Friedrich, dem Ruf ihres Herzogs gefolgt. Wohl mußte Adolf bald sein Vorhaben aufgeben. Noch während der Uebungszeit erkrankte er an einem heftigen Nervenfieber, so daß er den Abschied nehmen und zur Kräftigung der Gesundheit das Elternhaus aufsuchen mußte. Ludwig und Friedrich jedoch bildeten sich mit Eifer in Neustrelitz zum Kriege. Am 30. Juni 1813 verließ das schöne Husarenregiment die Heimat, um in Schlesien zu der Brigade des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz zu stoßen, die zu dem unter York stehenden ersten Armeekorps der Schlesischen (Blücherschen) Armee gehörte. Auf dem langen Marsche schrieb Ludwig Giesebrecht das folgende kleine Gedicht, in dem Heimatgedenken und Siegeszuversicht zum schönsten Ausdruck kommen:

Wo die Havel und Tollense
Sanft durch grüne Felder gehn,
Wo der Haken und die Sense
Hoch in edlen Ehren stehn:

Dorther kommen wir und schwingen
Wir der Sense Ebenbild,
Blank geschärfte Säbel klingen
Wohlgemut und kühn und wild.

Schnitter auf der Heimat Breiten,
Mäht, wenn eure Ernte naht,
Wir auch, wenn wir fernaus reiten,
Mähen wohl gereifte Saat.

Was das Mecklenburg-Strelitzer Husarenregiment geleistet, steht mit goldenen Buchstaben auf den Blättern der Geschichte ver-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0050

zeichnet. Schon in dem Gefecht bei Löwenberg, in dem Kampfe bei Goldberg und in der furchtbaren Schlacht an der Katzbach erwarben sich die C=Husaren unvergänglichen Ruhm. An diesen Kämpfen nahmen auch Ludwig und Friedrich Giesebrecht teil, und ihr ältester Bruder Karl widmete ihnen nach der Schlacht an der Katzbach ein längeres Gedicht in Terzinen.

Im September erkrankten die beiden Brüder und mußten zurück in die Heimat. Während Ludwig nach seiner Genesung in Neustrelitz Rekruten ausbilden mußte, was ihn veranlaßte, seinen Abschied zu nehmen, durfte Friedrich zu seinem Regiment zurück. Er nahm teil an der Einschließung von Mainz, wo er wegen seiner Kenntnis der französischen Sprache als Parlamentär benutzt wurde, und ging dann mit über den Rhein bis Pont à Mousson, wo er abermals von schwerer Krankheit befallen wurde, aber unter der Pflege barmherziger Schwestern genas.

Als nach dem ersten Pariser Frieden das Husarenregiment zurückkehrte, wurde es zuerst auf heimatlichem Boden in Mirow von Ernestine Giesebrecht, der jüngsten Tochter des Pfarrhauses, mit einem Gedichte begrüßt („Kommt ihr heim, ihr Kriegesleute"), das ihren Bruder Ludwig zum Verfasser hatte.

Napoleons Flucht von Elba ließ den Kampf wieder auflodern. Auch Ludwig Giesebrecht eilte wieder zu den Fahnen. Da die C=Husaren aber erst nach Belle=Alliance zum Bundesheer stießen, fand das Regiment nicht mehr Gelegenheit zum Kampfe.

Mit der Verbannung Napoleons nach St. Helena und dem zweiten Pariser Frieden kehrte die Ruhe in Europa zurück, und die Brüder Giesebrecht konnten wieder ihren Studien leben. Neben ihrer Wissenschaft aber dienten sie auch der Kunst. Schon vor dem Kriege war Karl Giesebrecht vielfach literarisch tätig gewesen. Eine stattliche Anzahl von Gedichten war in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern gedruckt, 1804 war sein Trauerspiel „Armida" und 1807 ein anderes, „Sartorius", erschienen. Wohl bringen beide manche hübsche Szenen und schöne poetische Stellen, doch es fehlt ihnen das dramatische Leben. Giesebrecht war hauptsächlich Lyriker; als solcher zeigt er sich auch in „Mnemosyne, ein poetisches Taschenbuch" (1807) und in seinen ein Jahr später erschienenen „Gedichten". 1809 gab er seine „Dramatische Studien" heraus. Daß auch während des Krieges seine Leier nicht verstummte, ist schon erwähnt worden. 1815 und 1817 folgten seine dem Vater gewidmeten „Deutschen Blätter" und 1824 „Klopstocks Jahrhundertfeier." Auch als Uebersetzer versuchte er sich mit Glück. Ein Bruchstück einer Uebertragung von Camoens „Lusiaden" veröffentlichte er in Fouqués „Berlinischen Blättern" (1830), wie sich auch Uebersetzungen des portugiesischen Dichters schon 1822 in den „Deutschen Blättern" finden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0051

Der Raum gestattet es nicht, hier alle Schriften Karl Giesebrechts namhaft zu machen; sie alle beseelt, wie es in einer Kritik seiner Gedichte heißt, der Geist christlicher Vaterlandsliebe, „kräftig den Leser mahnend an die große Zeit von 1813 und 14." Er war ein Mann von echt deutscher Gesinnung — gehörte er z. B. doch zu den ersten, die das Nibelungenlied als Lektüre in die Gymnasien einführten — und tiefinnerlicher Frömmigkeit. „Bis an sein Lebensende beschäftigte ihn eine neue Messiade, von welcher ein größeres Bruchstück in Fouqués „Berlinischen Blättern" (1829) veröffentlicht wurde."

In seiner Ehe hatte er viel Leid: mehrere Kinder starben in zartem Alter, und die Gattin erkrankte oft und schwer. So gesellten sich zu den seelischen Leiden oft noch Nahrungssorgen. Die Poesie war ihm ein Trost. Doch allmählich brachen die häuslichen Sorgen seine Kraft, und als ihm 1830 die treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen wurde, siechte auch er langsam dahin, und nach zwei Jahren, am 20. September 1832, folgte er ihr nach in die Ewigkeit.*)

Der zweite der Brüder, Adolf Giesebrecht, geb. am 26. Februar 1790, besuchte nach seiner Konfirmation das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, studierte in Frankfurt a. O. und in Göttingen hauptsächlich Theologie und war schon 1810 als Konrektor an der Oberschule zu Frankfurt a. O. und von Johannis 1811 ab als Lehrer am Friedrichs-Gymnasium in Berlin tätig. Wie er unter den Anforderungen des Soldatendienstes zusammenbrach, ist schon erwähnt worden. Zum Husaren eignete Adolf Giesebrecht sich wirklich nicht. Das Reiten machte ihm große Schwierigkeiten; dazu verlangte man von ihm, alle Pferde seiner Schwadron zu kennen, während er sein eigenes nur mit Mühe herausfinden konnte.

1815 wurde er Lehrer am Gymnasium Carolinum in Neustrelitz.**) Als 1818 die Strelitzer Regierung den Plan faßte, ein Lehrerseminar im Lande zu gründen, schien ihr niemand geeigneter, diese Schöpfung ins Leben zu rufen und zu leiten, als Adolf Giesebrecht. So legte er denn seine Stelle nieder und machte noch in demselben Jahre eine Studienreise und besuchte die bedeutendsten Seminarien in Deutschland und der Schweiz.

---

*) Sein Sohn, Wilhelm von Giesebrecht, geb. 5. März 1814, ist der berühmte Verfasser der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit". Als Knabe weilte er wiederholt in Mirow; er starb am 17. Dezember 1889. — Eine Tochter, Julie, war verheiratet mit dem Gymnasialdirektor Adler in Halle; sie veröffentlichte: „Das Pfarrhaus in Mirow und seine Bewohner." Leider ist mir diese Arbeit nicht zugänglich gewesen.

**) Noch heute findet sich in der Bibliothek der Anstalt eine „Sacherklärung des Liedes der Nibelungen" (1816) von Ad. Giesebrechts Hand.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0052

Besonders verweilte er in Ifferten, um Pestalozzi und seine Helfer kennen zu lernen.*)

Nach seiner Rückkehr wohnte er zunächst im Elternhause, bis er am 10. April 1820 mit vier Zöglingen den Unterricht in der Anstalt begann. Mit größtem Eifer wirkte er in seinem neuen Amte, und der Großherzog verlieh ihm als Beweis seiner fürstlichen Huld den Titel Professor. Doch fühlte der wissenschaftlich hochbegabte Mann sich in seiner Stellung nicht völlig befriedigt, und als er wegen der außerordentlichen Strenge, mit der er seine Zöglinge behandelte, mit der Regierung in Differenzen geriet, legte er Ostern 1826 sein Amt nieder und schied aus dem Kreise, „in dem er ursprünglich zu sterben gedacht hatte."**)

Michaelis 1826 erhielt Adolf Giesebrecht eine Stelle am Friedrich-Werderschen Gymnasium in Berlin, wo auch Adolf Glaßbrenner und Karl Gutzkow zu seinen Schülern gehörten. Gutzkow spricht von ihm in Worten höchster Verehrung.

1828 wurde Adolf Giesebrecht Konrektor und im nächsten Jahre Prorektor am Gymnasium zu Prenzlau. 1831 faßte man in Friedland den Plan, „den tüchtigen Philologen" als Gymnasialdirektor zu berufen; doch dieser verzichtete und ging 1833 nach Neu-Stettin als Direktor des dortigen Gymnasiums. 1842 wurde er zum Provinzialschulrat für Pommern ernannt und wohnte als solcher in Stettin, bis er 1848 in gleicher Stellung nach Königsberg versetzt wurde, wo er am 7. Oktober 1855 an der Cholera starb.***)

Unablässig mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, fand Adolf Giesebrecht in seinem Amte doch nicht genug Muße zu literarischer Tätigkeit. Außer kleineren Aufsätzen und Programmabhandlungen hat er wenig veröffentlicht. Seine letzte Schrift war: „Drei Schulreden und ein Fragment"; sie war hervorgerufen worden durch den ungerechten Vorwuf, er wahre den christlichen Charakter der Gymnasien nicht genug.

Der Poet tritt in Adolf Giesebrecht hinter den Gelehrten zurück. Er war eben mehr Verstandesmensch, ein Mann von umfassendem Wissen, eiserner Energie, reicher Erfahrung, größter Pflichttreue und tiefer Frömmigkeit, aber doch wohl kälteren Herzens als die Brüder. So sind denn nur wenige Gedichte von ihm bekannt geworden.

Ein höheres Alter als die beiden älteren erreichten die beiden jüngeren Brüder, die Zwillinge Ludwig und Friedrich.

*) In einem drei Bände umfassenden Tagebuch legte er seine Erlebnisse und Beobachtungen nieder.

**) Ueber seine Tätigkeit am Mirower Seminar vgl. C. Beckström: „Das Großherzogliche Landschullehrerseminar in Mirow" (Neustrelitz, 1870).

***) Er war verheiratet mit Karoline Probsthan aus Altstrelitz.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0053

Ludwig, wohl der bedeutendste der vier Brüder Giesebrecht,*) wurde geboren am 5. Juli 1792. Auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin trieb er neben den gewöhnlichen Unterrichtsfächern noch Italienisch, Spanisch und Dänisch. Ostern 1812 ging er auf die 1810 gegründete Berliner Universität, um Philologie und Philosophie zu studieren; doch mußte er schon im nächsten Jahre sein Studium unterbrechen, als der Kampf für des Vaterlandes Freiheit entbrannte. Ueber seine Teilnahme an diesem Kampfe ist schon berichtet worden. Nach Vollendung seiner Studien in Greifswald fand Ludwig Giesebrecht eine Stellung als Lehrer am Gymnasium in Stettin. Hier wirkte er mehr als ein halbes Jahrhundert in großem Segen.

Am 17. März 1820 vermählte er sich mit Amalie Hasselbach. Es begann eine Zeit des reinsten Familienglückes, das seinen Ausdruck fand in Liedern, von denen Konrad Telmann, des Dichters Enkel, mit Recht sagt: „Außer in Rückerts Gedichten besitzen wir in unserer Lyrik wohl kaum wieder so keusche, innige und trauliche Klänge, wie sie Giesebrecht den Penaten seines eigenen Hauses gesungen."

Doch auch das Leid fehlte nicht; von den neun Kindern starben zwei Knaben und ein Mädchen frühe, und in ergreifenden Tönen sang der trauernde Vater seinen Schmerz. Vier Töchter und zwei Söhne wuchsen den Eltern heran. Von den Söhnen wurde der zweite Seemann; des Vaters Lieder begleiteten den Scheidenden, redeten mit dem Abwesenden, begrüßten den Kommenden.

Neben dem glücklichen Familienvater kam auch der Gelehrte zu seinem Recht. In erster Linie lebte Ludwig Giesebrecht seinem Amte. Schon 1826 wurde er „wegen der segensreichen Erfolge im Lehramt" zum Professor ernannt. Sein tiefes Wissen, sein geistvoller Vortrag und das Beispiel, das er seinen Schülern gab, gewann und fesselte diese immer aufs neue. Dazu kam, daß er seine Dichtergabe vielfach in den Dienst der Schule stellte, daß er die Schulfeste durch seine Lieder verherrlichte, die in der Vertonung seines Freundes C. Löwe, des Gesanglehrers am Gymnasium, solchen Festen erst die rechte Weihe gaben.

Schon Giesebrechts äußere Erscheinung war von imponierender Würde. „Die hohe, schlanke Gestalt, das edle Oval des Gesichtes mit der hochgewölbten Stirn und den großen, sinnenden Augen, die klangvolle, tiefe Stimme konnten nicht verfehlen, mit dem Gefühle der Ehrfurcht den zu erfüllen, der ihn zum ersten Male sah und hörte." (Fr. Kern.)

*) Vgl. Franz Kern: „Ludwig Giesebrecht als Dichter, Historiker und Schulmann" (Stettin, Th. v. der Nahmer), ein Buch, das für Mecklenburg-Strelitzer und besonders für Mirower von außerordentlichem Interesse ist.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0054

Als Geschichtsforscher hat er Ausgezeichnetes geleistet, ja er ist auf dem Gebiete der Geschichte des Wendentums in Deutschland von bahnbrechender Bedeutung geworden durch sein Hauptwerk „Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182". Franz Kern schreibt, („Allgemeine deutsche Biographie" Bd. 9 S. 160) er habe darin „manche vergangene Zustände zuerst aufgehellt, den Zusammenhang vieler Vorgänge zuerst erkannt und so eine klare Einsicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte wichtige historische Entwickelung zuerst erschlossen, so daß dieses Werk der Ausgangspunkt für alle Forschungen geworden ist, die sich auf die Zustände des alten Wendenlandes beziehen."

In seinen letzten Lebensjahren faßte Giesebrecht den Plan „Mirower Lebensgeschichten" zu schreiben, die er später „Geschichten aus Turne" nannte. Das Manuskript findet sich im Stettiner Staatsarchiv. Eine weitere Abhandlung im Programm des Stettiner Gymnasiums vom Jahre 1863 „Der Fürstenhof zu Mirow während der Jahre 1708 bis 1761", bietet eine lebensvolle Schilderung jener Zeitverhältnisse und der Beziehungen des Hofes zu dem Kronprinzen Friedrich von Preußen (Friedrich d. Gr.), der damals in Rheinsberg residierte und von dort wiederholt nach Mirow kam.

1848 gehörte Ludwig Giesebrecht dem Frankfurter Parlament an. Als aber König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ihm angebotene Kaiserkrone ausschlug, kehrte der Dichter gebrochenen Mutes nach Stettin zurück und lebte in aller Stille nur noch seinem Amte. Ein Ton tiefer Trauer klingt in den Liedern aus jener Zeit. Hatte er doch auf Preußen und seinen König sein ganzes Hoffen gesetzt, auf Preußen, das ihm und seinem Hause zum Vaterlande geworden war. Doch mochte ihm Stettin, die „liebe, feine Stadt im Teer", noch so teuer geworden sein: nie vergaß er der mecklenburgischen Heimat und des Fürstenhauses, zu dem seine Vorfahren einst in so enger Beziehung gestanden hatten. Noch in späteren Jahren klagt er:

Meinen Herzog hab' ich nun nicht mehr;
Gleich vollen Halmen, die des Segens schwer,
Hat sich, das huldreich und erquickend stand,
Sein edles Haupt hinab, hinab gewandt.

Und wenn er, getrennt von den „blutverwandten Lieben," sich einsam fühlte, war es ihm ein Trost:

Doch in mir meine Lieder sind noch da,
Und Mirow ist, mein Vaterhaus, mir nah.

1866 durfte Ludwig Giesebrecht sein 50jähriges Lehrerjubiläum feiern, und Ehrungen mannigfacher Art wurden ihm zuteil. Im Herbst desselben Jahres trat er in den Ruhestand.

Aber es war einsam um ihn geworden; am 19. August 1866 war ihm die treue Gattin durch den Tod entrissen worden. Noch

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0055

einmal jung wurde der Greis, der jetzt in Jasenitz bei seiner Tochter Anna wohnte, in dem großen Jahre 1870. Wie mußte gerade auf ihn diese Zeit wirken, auf ihn, „der selber in den Befreiungskriegen mitfocht, der dann im Frankfurter Parlament mit tagte, und der nach den dunklen Zeiten der Reaktion die nationale Erhebung Deutschlands feiern durfte und seine Enkel in den Schlachten des siebziger Jahres mitkämpfen sah!“ (K. Telmann.)

Zweimal (1871 und 1872) zog es ihn noch nach Mirow zu dem Bruder und der Schwester. Selbst bei ungünstigem Wetter machte er weite Spaziergänge und ließ alte Erinnerungen aus der Kindheit wieder aufleben. „In welchen Phantastereien habe ich mich (als Kind) ergangen“, schrieb er einmal an seinen Neffen Wilhelm von Giesebrecht, den berühmten Geschichtsforscher, „wie mannigfach den See Genezareth mit dem Mirower See, Jerusalem und Mirow miteinander verknüpft: auf dem Altarbilde in der Kirche sah ich Golgatha vor mir und die heilige Stadt in der Ferne.“*) Noch einmal besuchte er die alte Johanniterkirche, in der Großvater, Vater und Bruder länger denn ein Jahrhundert das Wort Gottes verkündet hatten, und dann ging er wieder zurück nach Jasenitz.

Am 18. März ging der fromme Greis ein zur ewigen Ruhe. „Ein Stern an Deutschlands Dichterhimmel sank“, so sang sein Enkel Konrad Telmann (Zitelmann) in einem tief empfundenen Nachrufe. Ja, das war Ludwig Giesebrecht. Alles, was sein Herz bewegte, ward ihm zum Liede: seine Liebe zu Weib und Kind, zu Elternhaus und Heimat, zu Fürst und Vaterland, seine religiösen Wandlungen, sein Suchen und Ringen. Nur wer das Leben dieses Dichters kennt, kann seine Dichtungen recht verstehen und würdigen. Bis in sein hohes Alter sprudelte ihm der Quell der Poesie. Ja, was der Vierundsiebzigjährige nach dem Hinscheiden der Gattin sang, gehört zu dem Schönsten, was er je geschrieben.

An der Leiche.

Anmutig Mädchen du zu meiner Seiten,
Als wir die Ringe tauschten, ich und du,
Wie anders jetzt! Ach, es sind bange Zeiten,
Im Sarge liegst du da, in stummer Ruh'.

Wohl, himmlisch schön! Ja, du bist noch die Meine,
Liegt auch die Palme schon in deiner Hand.
Noch einen Kuß auf deine Stirn, die reine!
Nun lebe wohl, du lebst in schönerm Land.

*) Dieses Bild schmückt seit 1868 die Kirche in Leussow, auf deren Altar sich ein kleines Kruzifix befindet, das einst L. Giesebrecht der Kirche schenkte. Das Altarbild in Mirow, eine Kopie des am Kreuze hängenden Heilandes von Albrecht Dürer in der Moritzkapelle zu Nürnberg, ist gemalt und geschenkt von der Großherzogin Marie von Meckl.-Strelitz.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0056

Auch unter den lyrisch-epischen Dichtungen finden sich wahre Perlen; es sei hier nur hingewiesen auf Gedichte wie: Der Bergmann, Die Entflohene, Der Arbeitlose, Der Normann (dessen letzte Strophe als selbständiges Gedicht unter der Ueberschrift: „Der Lotse" in die meisten Schullesebücher übergegangen und so allgemein bekannt geworden ist) und so manche andere.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß Ludwig Giesebrecht auch plattdeutsche Gedichte geschrieben hat, die auch heute noch neben den besten Erzeugnissen auf diesem Gebiete mit Ehren bestehen.

Auch als dramatischer Dichter hat er sich versucht; doch die meisten dieser Versuche hat er selbst verbrannt. Veröffentlicht hat er nur ein Trauerspiel: „Lazar" (Pommersche Provinzialblätter). Doch fanden sich in seinem Nachlasse handschriftlich noch vier Dramen. Zu den dramatischen Arbeiten des Dichters sind auch die von seinem Freunde und Kollegen Karl Löwe, dem berühmten Balladenkomponisten, in Musik gesetzten Oratorien zu rechnen, wie: Die sieben Schläfer; Die eherne Schlange; Die Apostel von Philippi; Gutenberg und andere.

Eine Sammlung seiner Gedichte gab Ludwig Giesebrecht 1837 heraus. Sie wurde von der Kritik sehr günstig aufgenommen. Vilmar, einer der bekanntesten Literarhistoriker seiner Zeit, nannte ihn den „Sänger der treuen und frommen, ebenso ernsten und heiligen, wie innigen und wahrhaften Gesinnung des deutschen Hauslebens." Dennoch vergingen dreißig Jahre, ehe eine zweite vermehrte Auflage erschien. Nach des Dichters Tode veranstaltete Konrad Telmann eine Ausgabe unter dem Titel: „Ausgewählte Gedichte von Ludwig Giesebrecht." (Stettin, 1885.)

Wohl hat man unsern Dichter zu den „Vergessenen" gezählt, und doch findet sich, wie Konrad Telmann mit Recht hervorhebt, „in Giesebrechts Gedichten vieles, was nicht mit dem Dichter und seinen Zeitgenossen zusammen sterben muß und darf, was vielmehr die Gewähr in sich trägt, daß es zu aller Zeit auf Näher- und Fernerstehende wirken und sich eine bleibende Stätte da erobern wird, wo noch Herzen für das Gute, Wahre und Schöne schlagen."

Der vierte der Brüder, Friedrich Giesebrecht, der Zwillingsbruder Ludwigs, wurde wie dieser am 5. Juli 1792 geboren, besuchte wie er die Mirower Schule, das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin und die dortige Universität und zog gemeinsam mit dem Bruder ins Feld. Nach erfochtenem Frieden begab er sich wieder nach Berlin, um unter Schleiermacher und Neander seine theologischen Studien zu beenden. Im Frühjahr 1816 wurde er seinem Vater, der Pfingsten 1815 vor dem Altar von einer Lähmung der Sprachorgane befallen worden war, aber trotzdem sein Amt weiter verwaltet hatte, als Adjunkt beigegeben und wirkte nun bis zu seiner Michaelis 1865 erfolgten Pensionierung

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0057

mit dem Titel „Konsistorialrat", als Seelsorger in der Mirower Gemeinde.

In dem geräumigen Pfarrhause, das damals allerdings noch nicht das stattliche Ansehn wie heute hatte, wohnte er mit den Eltern, von 1818 bis 1820 auch mit dem zum Leiter des Lehrerseminars ausersehenen Bruder Adolf, zusammen. Hier versammelten sich 1819 alle Geschwister noch einmal, um die goldene Hochzeit der hochbetagten Eltern zu feiern; von hier geleitete der junge Pastor die Mutter und 1827 auch den Vater zur letzten Ruhestätte; hier lebte er in überaus glücklicher Ehe mit seiner Gattin Dorothea, Tochter des Pastors Loholm in Weitin, die ihm jedoch schon 1832 durch den Tod entrissen wurde. Ohne Weib und Kind, fühlte er sich ganz vereinsamt; seine Schwester Friederike führte ihm den Haushalt.

Von jetzt ab lebte Friedrich Giesebrecht nur noch seinem Amte und den Wissenschaften; galt er doch für einen der gelehrtesten Theologen unseres Landes. So wurde er zum Präpositus der Wesenberg-Mirower Synode ernannt; auch war er lange Jahre Mitglied der theologischen Prüfungskommission, wie er schon früher in der Kommission zur Herstellung eines neuen Gesangbuchs in hervorragender Weise tätig gewesen war

Friedrich Giesebrechts literarische Tätigkeit beschränkte sich auf theologische Abhandlungen, die in verschiedenen Fachzeitschriften und in der von seinem Bruder Ludwig herausgegebenen „Damaris" erschienen. Viele Aufsätze lieferte er auch für das „Freimütige Abendblatt", und außer einzelnen Predigten gab er als Broschüre heraus: „Berichtigung einiger Behauptungen in Melos Geschichte der Reformation". (4. Aufl. Stettin, 1830.)

Auch ihm fehlte es nicht an dichterischer Begabung; doch stellte er diese fast ganz in den Dienst der Kirche, oder er sang seine Lieder an vaterländischen Festen, besonders zur Feier des 18. Oktobers. In dem Liederschatz der evangelischen Kirche suchte und fand er Erquickung und war bestrebt, diesen Schatz durch eigene Dichtungen zu vermehren. So veröffentlichte er eine Sammlung unter dem Titel: „Versuch geistlicher Lieder im Bibel- und Volkston" (Neubrandenburg, 1821) und „Geistliche Lieder wider die Kirchenstürmer" (Neustrelitz, 1847); auch finden sich einige seiner geistlichen Lieder in Sieferts*): „Gesangbuch für Schulen."

Fast zehn Jahre waren Friedrich Giesebrecht, nachdem er aus dem Amte geschieden, noch vergönnt. Mit der Zeit aber nahm seine Körperschwäche immer mehr zu; auch war er sehr schwerhörig geworden, und seine Schwester Friederike, die sehr leise sprach, konnte sich ihm oft nicht einmal verständlich machen. Aber

*) Schulrat in Neustrelitz; starb 1848 als Pastor in Kublank.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0058

geistig blieb er frisch und war rastlos tätig. An den Winterabenden saß das Geschwisterpaar an einem großen Tisch, auf dem statt der Lampe zwei Lichter brannten, wie es die beiden wunderlichen Menschlein gewohnt waren seit ihrer Kindheit Tagen. Friedrich studierte, las oder schrieb — geistliche Sonette, die aber nicht mehr im Druck erschienen sind.

So lebte das Paar in dem Mirower Predigerwitwenhaus dahin, fast abgeschlossen von aller Welt. Am 3. Mai 1875 entschlief Friedrich Giesebrecht sanft zu einem besseren Leben und wurde am 7. Mai, dem Geburtstage seiner einzigen ihn überlebenden 88jährigen Schwester, neben seiner ihm vor mehr als vier Jahrzehnten vorangegangenen Gattin auf dem Kirchhofe zu Mirow beerdigt. Ein Jahr darauf fand auch Friederike hier ihre letzte Ruhestätte.

So waren sie denn alle heimgegangen, die vier Brüder, „tätig, frei und sinnig," und die fünf Schwestern, „hilfreich, herzig, innig". Doch den Namen Giesebrecht hatten die Brüder zu Ehren gebracht, und noch heute hat dieser Name einen guten Klang in Wissenschaft und Kunst. Wie verschieden sie auch sein mochten, im Grunde ihres Wesens waren sie sich gleich. Bei allen findet sich die Liebe zum Elternhaus und zum Heimatort. Schon als Student schrieb Ludwig an seinen Bruder Friedrich über Mirow:

Blaudunkle Wasser fließen klar und helle
In grüner Ufer wohlgezierten Mitten,
Und Wälder, Auen, Wiesen, Herden, Hütten,
Ein Städtlein auch sehn in die schöne Welle.

Und dort auf eines Eilands enger Stelle
Da blickt es weiß, als wie mit Mädchensitten,
Aus Nebelschleier, scheint verschämt zu bitten:
Geh' nicht vorüber, freundlicher Geselle.

Ein Kirchlein hebt sich über Christengräber,
Und gegenüber lächelt weiß und traulich
Ein Fürstenschloß auf seine Wasser nieder.

Dort rief der Herr, der ew'ge Freudengeber,
Mich an das Licht, gab Leben mir und Lieder,
Und dieser Ort bleibt immer mir erbaulich.

Gemeinsam war den Brüdern die Liebe zur meklenburgischen Heimat und deren Fürstenhause. Mit berechtigtem Stolze schrieb Friedrich 1838 in Erinnerung an die große Zeit von 1813:

Künd' es Katzbach, Elbe, Pleiße,
Marne, Seine sag' es an,
Ob der Mecklenburger heiße
Auch ein tapfrer Kriegesmann.

Auf der stolzen Weltstadt Mauern
Pflanzt er siegreich sein Panier,
Macht die Völkerherrin trauern
Und befiehlt den Frieden ihr.

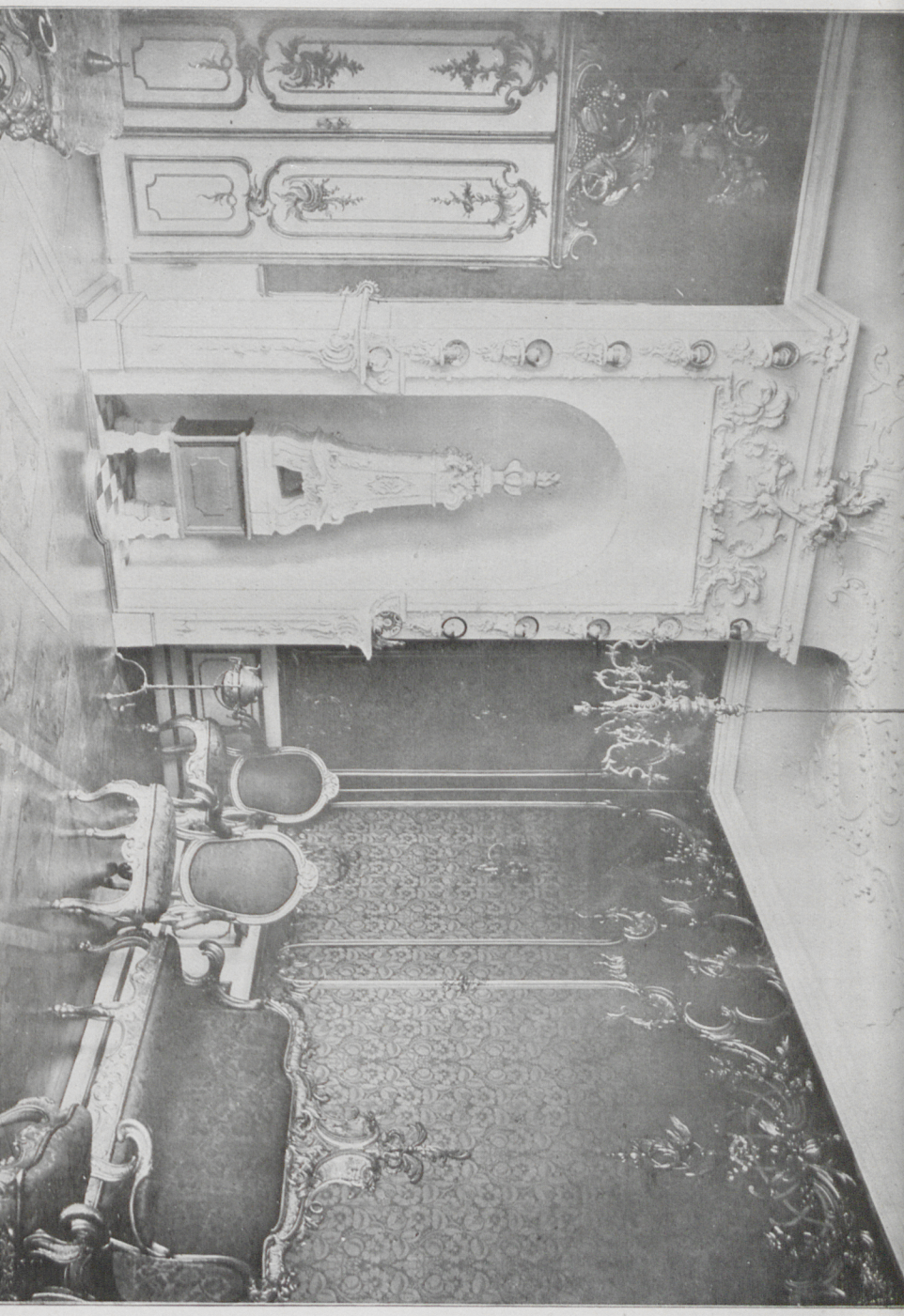
Gemeinsam war ihnen die tiefe Frömmigkeit des Herzens und die Lauterkeit des Charakters, die sich immer wieder in Wort und

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0059



Schloß.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0060



Schloß, Audienzzimmer.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0061

Tat offenbarten; gemeinsam die Neigung zum Lehrerberuf, den die drei älteren mit außerordentlichem Erfolge ausübten und zu dem der jüngste, Friedrich, während seiner langen Wirksamkeit als Pastor in enger Beziehung stand. „Bei Wind und Wetter sah man ihn als hochbetagten Mann noch allein auf die entlegenen Dörfer seines Sprengels hinauswandern, um die Schulen zu besuchen." Gemeinsam war ihnen die poetische Begabung, die in augenfälliger Weise zum Ausdruck kam, als 1815 Fouqués Musenalmanach poetische Beiträge von den vier Brüdern brachte.*)

Fürwahr, Mirow darf stolz sein, daß vier solche Männer aus ihm hervorgegangen sind, Männer, die zu hohen Ehren gelangten, die geistig auf weite Kreise einwirkten und die doch nicht des trauten Ortes vergaßen, da einst ihre Wiege stand. Erinnern heute hier auch nur noch drei Gräber an die Familie Giesebrecht, so darf doch nimmermehr der Name vergessen werden. Ein Immortellenkranz für das Mirower Pfarrhaus in alter Zeit sollen auch diese Blätter sein.

Quellennachweis.

Franz Kern: Ludwig Giesebrecht als Dichter, Historiker und Schulmann. (Stettin, 1875.)
Ludwig Giesebrecht: Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708—1761. (Programm des Stettiner Gymnasiums 1863.)
Allgemeine deutsche Biographie Bd. 9.
Freimütiges Abendblatt.
Konrad Telmann: Ausgewählte Gedichte von Ludwig Giesebrecht. (Stettin, 1885.)

Das Lehrerseminar in Mirow.

Von Pastor Friedrich Witte in Weitin,
1903—1925 Seminardirektor in Mirow.

Wer sich mit der neueren Geschichte Mirows beschäftigt, der kann an einer Anstalt nicht vorübergehen, die länger als ein Jahrhundert dem Ort ein besonderes Gepräge gegeben hat, für sein wirtschaftliches Leben nicht unwichtig war und seinen Bewohnern auch manche geistige Werte vermittelt hat, ja, die auch für die Kulturentwicklung unseres ganzen engeren Heimatlandes eine nicht unwesentliche Aufgabe zu erfüllen hatte: das ist das Lehrerseminar. Etwa mit Beginn des zweiten Drittels des 19. Jahr-

*) Die poetische Begabung des Geschlechts Leithäuser-Giesebrecht hat sich noch weiter vererbt. Ludwig Giesebrechts zweite Tochter Anna schrieb treffliche Gedichte; der Sohn seiner ältesten Tochter Ernestine, der schon mehrfach erwähnte Konrad Telmann, hat sich als feinsinniger Lyriker und Schriftsteller einen Namen gemacht; dessen Gattin, die bekannte Malerin (Mors imperator) Hermine von Preuschen, ist gleichfalls als Dichterin an die Oeffentlichkeit getreten, und von Katharine Zitelmann (1844 in Stettin geboren) erschienen Novellen, von denen Paul Heyse eine: „Was wird sie tun?" in den „Novellenschatz" aufnahm.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0062

hunderts begann es die in ihm ausgebildeten jungen Lehrer in unser Land hinauszusenden, und der größte Teil der heute an unseren Volksschulen wirkenden Lehrer hat in ihm seine Ausbildung empfangen.

Die Gründung.

Kaum war der Großherzog Georg zur Regierung gekommen, als er, der Anregung seines Staatsministers von Oertzen folgend, den Plan faßte, für die Lehrer an den Schulen des Domaniums eine selbständige und zeitgemäße Ausbildungsstätte zu schaffen, und für diesen Zweck das „Neue Schloß" in Mirow zur Verfügung stellte. Dies war im Jahre 1737 in einfachster Form vollendet, 1768 durch Adolf Friedrich IV., der dort geboren war, zu einem stattlichen zweistöckigen, im Mittelbau dreistöckigen Gebäude mit Mansarden im Dach umgewandelt worden. Nun wurde dieses Haus im Innern einem Umbau unterzogen, um es für seinen neuen Zweck geignet zu machen; es enthielt auf der linken Seite im 1. und 2. Stockwerk je eine Lehrerwohnung. Auf der rechten Seite die Unterrichtsräume, den Schlafsaal der Schüler und einige Wirtschaftsräume, während die Mansardenzimmer zu Wohnräumen für die Zöglinge bestimmt und der quer durch die Mitte des Gebäudes im 2. und 3. Stock hindurchgehende Saal als Betsaal eingerichtet wurde. Die früheren Wagenremisen wurden zu Ställen und sonstigen Wirtschaftsräumen umgebaut.

Inzwischen war der Lehrer am Neustrelitzer Gymnasium Adolf Friedrich Giesebrecht zum Leiter der zu gründenden Anstalt bestellt worden. Dieser war in Mirow als Sohn des Pastors Giesebrecht geboren, und seit 1816 war einer seiner Brüder ebenfalls Pastor in Mirow. Zugleich mit seiner Ernennung wurde ihm der Auftrag, sich auf einer Studienreise, die ihn durch Deutschland und in die Schweiz führte, eine möglichst vielseitige Kenntnis der bedeutendsten Schulanstalten und Seminare in diesen Ländern zu verschaffen und vor allem die Methode Pestalozzis an der Quelle zu studieren. (März bis November 1818). Nach seiner Rückkehr erwarb Giesebrecht sich durch eigene Beobachtungen Einblick in den Zustand der Landschulen im Domanium, und da er im übrigen bis zur Eröffnung des Seminars im Pfarrhause zu Mirow seinen Wohnsitz nahm, konnte er an den Verhandlungen wegen der Einrichtung und Ausstattung der Anstalt persönlich teilnehmen.

Unter dem 24. April 1819 erfolgte seitens der Landesregierung die öffentliche Bekanntmachung wegen der Stiftung und Eröffnung des Landschullehrerseminars in Mirow (Scharenberg und Genzken: Gesetzsammlung für die Mecklenburg-Strelitzschen Lande. 1. Abt. Kirchen- und Schulsachen. Neustr. 1859. S. 503 f). Es sollten jährlich 4 Zöglinge im Alter von 11—12 Jahren in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0063

das Seminar aufgenommen und in 8—10 Jahren ausgebildet werden. Die Aufnahme geschah zunächst auf ein Probevierteljahr. Die Aufgenommenen empfingen alles, was zu ihren geistigen und leiblichen Bedürfnissen gehörte, umsonst, auch die Kleidung. Sie sollten möglichst wenig aus der ländlichen Lebensweise herausgerissen werden, damit sie nicht ihrem Beruf als Landschullehrer entfremdet würden. Das Seminar sollte den Lebensunterhalt der Zöglinge in der Hauptsache aus Ländereien und Viehstand decken. Für die ersten drei Jahre übernahm Giesebrecht auch die Leitung der Wirtschaft.

Im Januar 1820 legte Giesebrecht der Regierung einen Plan vor, in dem er auseinandersetzte, mit welchen Zielen und in welchem Geiste er seine Arbeit führen wollte. Darnach hat das Seminar an den Zöglingen eine doppelte Aufgabe zu lösen: 1. sie allgemein menschlich auszubilden, damit sie selbst das werden, was ihre künftigen Schüler durch sie werden sollen, 2. ihnen die Richtung auf den künftigen Beruf und ihrer Ausbildung die Form für denselben zu geben.

Die Eröffnung des Seminars wurde am 10. April 1820 durch Giesebrecht mit einer einfachen Andacht vollzogen. Er selber erteilte während der ersten Jahre den gesamten Unterricht außer in Musik und Zeichnen, wofür der Rektor Linde und der Kastellan des „Alten Schlosses" Scharenberg gewonnen wurden.

Die Entwicklung.

In den ersten Jahrzehnten nach seiner Gründung vollzog sich der äußere und innere Betrieb des Seminars im großen und ganzen nach dem von Giesebrecht aufgestellten Plan, wenn auch auf Grund der bei der Ausführung gemachten Erfahrungen gewisse Aenderungen vorgenommen wurden.

So wurde bald der Wunsch laut, die Mirower Lehrerbildungsanstalt möge auch weiteren Kreisen dienstbar gemacht werden. Dem wurde durch eine Verfügung vom 2. Mai 1822 (Sch. u. G. a. a. O. S. 504 f) entsprochen, nach der außer den großherzoglichen Zöglingen auch sogenannte Pensionäre aufgenommen werden durften, die gegen entsprechendes Entgelt für den Schuldienst an ritterschaftlichen und städtischen Landschulen ausgebildet werden sollten. Diese Einrichtung bestand bis Ostern 1841.

Michaelis 1826 wurde für das Seminar eine Uebungsschule, zu der schon Giesebrecht den ersten Plan entworfen hatte, ins Leben gerufen, indem die beiden bisher in Mirow unabhängig nebeneinander bestehenden Schulen, die Küster- und die Rektorschule, zu einer Ortsschule vereinigt und diese eng mit dem Seminar verbunden wurde. Das geschah durch ein Reglement vom 26. Juli 1826, in dem in der Hauptsache folgendes angeordnet wurde (Sch. u. G. a. a. O. S. 506 ff.): „Von Michaelis 1826 an

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0064

besteht eine Verbindung des Seminars zu Mirow mit den beiden bisherigen Schulen des Rektors und Küsters daselbst, und zwar dergestalt, daß beide an sich getrennte Anstalten, das Seminar und die Ortsschule, dennoch durch gegenseitige Hilfsleistungen zur Erreichung der verschiedenen Zwecke derselben einander nützlich und förderlich werden." — „Diese Verbindung besteht teils darin, daß die Lehrer am Seminar und die ältesten Seminaristen auch in der Ortsschule Unterricht erteilen, teils darin, daß Seminaristen mit Kindern dieser Schule in derselben gemeinschaftlich unterrichtet werden." — „Die Schule zu Mirow umfaßt diesem nach folgende Bestandteile: a) einen Teil der Seminaristen, b) die bisherige Schule des Rektors, c) die bisherige Schule des Küsters." — „Diese Schule zerfällt in vier Abteilungen oder Klassen; die erste umfaßt die jüngsten Seminaristen und die am meisten vorgeschrittenen Knaben der bisherigen Schule des Rektors, die zweite umfaßt Kinder aus beiden bisherigen Schulen, welche bereits die ersten Anfänge im Lesen, Schreiben und Rechnen gemacht haben, die dritte die Kinder, welche jene Anfänge noch gar nicht gemacht haben und dem ersten Unterricht übergeben werden, die vierte die schon erwachsenen Mädchen." — „Gegenstände des öffentlichen Unterrichts sollen sein: Religionslehre, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Gesang. Gegenstände des Privatunterrichts, in Hinsicht dessen die Eltern sich mit den einzelnen Lehrern über das Honorar zu verständigen und zu vereinbaren haben, sind: lateinische und französische Sprache, Physik, Zeichnen und weibliche Handarbeiten." — Das Reglement enthält weiter Bestimmungen über die Obliegenheiten des Seminarvorstehers als des Leiters der Ortsschule, über Schulpflicht und Schulgeld, und über die Schulkommission, bestehend aus dem jedesmaligen ersten Beamten zu Mirow, dem jedesmaligen Prediger daselbst und dem jedesmaligen Vorsteher des Seminars. — Zum Schulhaus wurde ein auf dem Seminarhof gelegenes Gebäude, das bis dahin dem ersten Beamten als Wirtschaftshaus gedient hatte, umgebaut, während in dessen bisherigem Wohnhaus — ebenfalls auf dem Seminarhofe gelegen — zwei Wohnungen, die eine für den Rektor und die andere für einen Seminarlehrer, eingerichtet wurden. Das Jahr 1826 ist also als das Gründungsjahr der Mirower Ortsschule anzusehen.

Ostern 1828 war für die im Gründungsjahr aufgenommenen Seminaristen der achtjährige Kursus beendet, und die beiden in dieser Abteilung noch verbliebenen, Friedrich Müller und Friedrich König, wurden nach einer vor dem Konsistorium abgelegten Prüfung entlassen. Sie sind die ersten Lehrer, die auf dem Mirower Seminar ihre volle Ausbildung empfangen haben. Der erstere wurde Lehrer in Leussow und im Jahre 1836 Seminarhausver-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0065

verwalter. Er starb 1876. Der zweite hat als Lehrer in Hohenzieritz gewirkt und ist 1871 gestorben.

Im Laufe der Zeit stellte es sich heraus, daß die jährliche Aufnahme weniger Schüler bei der beschränkten Zahl der zur Verfügung stehenden Seminarlehrer den Unterricht außerordentlich erschwerte. Deshalb wurde verfügt, daß von Ostern 1831 ab nur alle 3 Jahre eine Aufnahme neuer Schüler — und zwar je 6—8 im Alter bis zu 14 Jahren — erfolgen sollte. Eine weitere Aenderung der Aufnahmebestimmungen brachte das Jahr 1838. Mit Rücksicht darauf, daß die Schulen des Landes sich bedeutend gehoben hatten und eine bessere Bildung der Kinder gewährleisteten, wurde das Alter der Aufzunehmenden auf 14—16 Jahre heraufgesetzt und die Dauer der Ausbildung auf 5 Jahre beschränkt. Auch die Stellung der Pensionäre wurde so geregelt, daß es ihnen möglich wurde, bei Fleiß und guter Führung nach einer gewissen Zeit als großherzogliche Seminaristen aufgenommen zu werden. Ganz beseitigt wurde dieser Unterschied durch die am 20. Dezember 1845 veröffentlichten Bedingungen der Aufnahme in das Seminar (Sch. u. G. a. a. O. S. 510 f.).

In das Jahr 1845 fällt die Feier des 25jährigen Bestehens des Semiars, die am 16. Mai begangen wurde. Der Superintendent Kämpffer und der Seminarvorsteher Professor Gerling hielten bei dieser Gelegenheit die Festreden. Der Großherzog Georg schenkte sein Bild für den Betsaal der Anstalt, und die bis dahin in Mirow ausgebildeten Lehrer stifteten in dankbarer Anerkennung der Verdienste, die sich der Staatsminister von Oertzen um die Gründung und den Ausbau des Seminars erworben hatte, eine Büste dieses Mannes, die im Seminar aufgestellt wurde.

Das Jahr 1848 wurde in mehr als einer Hinsicht für das Seminar verhängnisvoll. Am 21. Januar brach, wahrscheinlich infolge einer Unvorsichtigkeit beim Einheizen, in einem Mansardenzimmer des Seminargebäudes ein Feuer aus, das, zunächst ungefährlich erscheinend, doch nicht gelöscht werden konnte, weil man infolge der außergewöhnlich starken Kälte nicht imstande war, das zu seiner Bekämpfung nötige Wasser heraufzuschaffen. Wohl widerstand das Gebäude wegen seiner starken Bauart dem Feuer so lange, bis es ausgeräumt und der größte Teil des Inventars geborgen war, aber es brannte doch im Laufe der Nacht bis auf seine Umfassungsmauern nieder. Unmittelbar nach dem Brande wurde der Wiederaufbau des Hauses in Angriff genommen, und noch vor Ende des Jahres 1848 konnte es wieder bezogen werden. Bei dem Neubau wurden verschiedene Aenderungen in der inneren Ausgestaltung des Gebäudes vorgenommen. Die Mansardenzimmer und der große Saal wurden nicht wiederhergestellt. Der untere Stock wurde in seinem linken Flügel als

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0066

Wohnung des Hausverwalters — mit dem Eßsaal der Seminaristen — eingerichtet, während der rechte Flügel außer dem Betsaal Wirtschaftsräume aufnahm. Im oberen Stockwerk befand sich im linken Flügel die Wohnung des Seminarvorstehers, der Mittelbau und der rechte Flügel enthielt die Wohnräume und den Schlafsaal der Seminaristen, das Lehrzimmer und ein Hilfslehrerzimmer, das dritte Stockwerk des Mittelbaues wurde für die Seminarbücherei und für Kranken- und Fremdenzimmer hergerichtet.

Als Gegenwirkung gegen die Revolution von 1848 erfolgte ein Erstarken reaktionärer Strömungen, die auch auf den inneren Betrieb des Seminars nicht ohne Wirkung blieben. Im Jahre 1850 wurde bestimmt, es solle künftig größeres Gewicht als bisher auf die Ausbildung der Zöglinge in den praktischen Fertigkeiten gelegt werden, die für die Landlehrer von besonderer Wichtigkeit wären: Acker-, Garten- und Obstbau, Bienen- und Seidenzucht, technische, besonders Holzarbeiten. Die wissenschaftlichen Fächer wurden entsprechend beschnitten, und der Unterricht in ihnen sollte in der Hauptsache dahin führen, den Stoff des Volksschulunterrichts sicher zu beherrschen und zusammenhängend wiederzugeben. Wenn auch in Wirklichkeit über diese engen Grenzen hinausgegangen wurde, so war doch, solange diese Bestimmung bestand, die Erhebung der wissenschaftlichen Arbeit des Seminars auf ein höheres Niveau grundsätzlich ausgeschlossen. Am 21. April 1870 wurde das 50jährige und am 2. Mai 1895 das 75jährige Bestehen des Seminars gefeiert. An der ersteren Feier nahmen der Großherzog Friedrich Wilhelm, der bei dieser Gelegenheit der Anstalt sein Bild schenkte, und der Erbgroßherzog teil, an der letzteren der Erbprinz Adolf Friedrich. Die Festrede hielt in beiden Fällen der derzeitige Leiter des Seminars, Beckström und Bahlcke.

Eine durchgreifende Aenderung des Seminarbetriebes brachte das Jahr 1905. Das Internat wurde aufgehoben, die Seminarwirtschaft aufgelöst, und die Stelle eines Hausverwalters kam in Wegfall. Zugleich wurde die Ausbildung der Seminaristen umgestaltet. Die Anstalt wurde fünfstufig ausgebaut, ohne Trennung von Präparandum und Seminar. Die Lehrziele wurden für die einzelnen Unterrichtsfächer den für die preußischen Seminare im Jahre 1901 aufgestellten angepaßt, auch wurde der fremdsprachliche — französische — Unterricht in den Lehrplan aufgenommen.

Diese Umwandlung der Seminareinrichtung machte einen umfassenden Durchbau des Seminargebäudes notwendig, der im Sommer 1905 ausgeführt wurde. Durch das untere Stockwerk wurde der ganzen Länge nach ein Flur hindurchgelegt. Die linke Seite dieses Stockwerks, bisher die Wohnung des Hausverwalters, wurde zu 5 Klassenzimmern und zwei Räumen für den Handfertigkeitsunterricht umgewandelt, während in die rechte

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0067

Seite das Lehrerzimmer, ein Klavierübungszimmer, die Musik- und die Zeichenklasse, sowie die Wohnung des Seminardieners gelegt wurden. Die rechte Seite des 2. Stockwerks nahm nach Verlegung der in den dritten führenden Treppe die mit einer neuen Orgel ausgestattete Aula, die Physikklasse und das physikalische Laboratorium auf. Im 3. Stockwerk wurde der Raum für die Seminarbücherei vergrößert, und es wurden hier zwei weitere Klavierübungszimmer eingerichtet.

Am 24. Oktober 1905 war der Umbau vollendet, und nach feierlicher Einweihung wurden die neuen Räume in Benutzung genommen. Ostern 1906 wurde auf Grund der dem neuen Lehrplan angepaßten Prüfungsordnung die erste Reifeprüfung abgehalten, und die in dieser Prüfung erwiesenen Leistungen verschafften dem Seminar die Berechtigung, Zeugnisse über die wissenschaftliche Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst auszustellen.

Der im Jahre 1914 ausbrechende Weltkrieg übte auch auf den inneren Betrieb des Seminars eine tiefgehende Wirkung aus. Mehrere Lehrer am Seminar wurden im Laufe der Kriegsjahre zum Heeresdienst einberufen, so daß die übrigen ihren Unterricht mit übernehmen mußten. — Beim Beginn des Krieges meldeten sich sofort sämtliche Schüler der 1. Klasse als Kriegsfreiwillige zum Eintritt in das Heer und legten am 22. August die Notreifeprüfung ab. Auch in den folgenden Jahren mußten solche Prüfungen abgehalten werden, ja, es wurden auch mehrere Schüler der 2. und 3. Klasse ins Heer eingestellt. Die Gesamtzahl derer, die unmittelbar vom Seminar aus ins Feld rückten, beträgt 36. Von ihnen haben 11 im Kampf fürs Vaterland den Heldentod gefunden.

Im Jahre 1920 konnte das Seminar auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Die Feier vollzog sich am 11. Mai in einem Festakt in der Seminaraula, wo eine von dem Seminarlehrer Breest künstlerisch gestaltete Gedenktafel mit den Bildern und Namen aller früheren Schüler des Seminars, die im Weltkriege gefallen waren, enthüllt wurde. Die Festrede hielt der Verfasser. Der festliche Tag schloß mit der Aufführung des Schauspiels von Beyer: „Ut de Preußentid“ durch die Seminaristen.

Mit dem Jahre 1921 setzte der Abbau des Seminars ein. Ostern 1925 legten die Schüler der letzten noch vorhandenen Seminarklasse die Reifeprüfung ab, und damit hörte das Seminar auf zu bestehen, nachdem es in 105 Jahren rund 720 junge Leute für den Lehrerberuf vorbereitet hatte.*)

*) Eine ausführlichere Darstellung der Seminargeschichte sowie ein Verzeichnis sämtlicher Lehrer der Anstalt mit kurzen Lebensbeschreibungen bietet die Festschrift „Das Landeslehrerseminar in Mirow von 1820 bis 1920. Ein Beitrag zur Hundertjahrfeier von Fritz Witte.“

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0068

Handwerk und Gewerbe in Mirow.

Dr. Endler, Neustrelitz.

Handwerk und Gewerbe gehören bis zur Aufhebung des Zunftzwanges (1868) in Mecklenburg wie überall eigentlich nur zum Leben der Stadt. Das mecklenburgische Grundgesetz, der Erbvergleich von 1755, hat in schärfster Weise alle Anfänge des Handwerks auf dem Lande vernichtet und die Regierung gezwungen, in jedem Dorf nur je einen der unbedingt nötigen Handwerker wie Schmied, Stellmacher, Schuster, Schneider, Weber und Zimmermann zu dulden. Doch durften diese alle nur Flickarbeit machen und weder Gesellen noch Lehrlinge halten. Sie waren Handwerker zweiter Klasse.

Nur in Mirow hatte sich allmählich, wohl schon seit dem 16. Jahrhundert, ein kräftiger Handwerkerstand gebildet. In ihrer Residenz hatten die Fürsten, die hier saßen, die Handwerker gegen städtische Eingriffe geschützt, und die günstige Verkehrslage und eine ziemlich dicht besiedelte Umgebung ließ das Handwerk kräftig emporblühen.

Nahezu alle Gewerbe finden wir früh in Mirow, wenn auch einige nur vereinzelt auftreten. Sogar ein Zinngießer hat hier zeitweise gesessen. Doch fand die Hauptentwicklung des Gewerbes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts statt, als Mirow, als Sitz des Wittumsamts, eine bedeutendere Stellung im Lande einnahm.

Während die städtischen Zünfte, die Organisationen des Handwerks, sonst Landmeister nur unter Beschränkungen aufnahmen, haben die Mirower, soweit sie in städtischen Zünften waren, immer gleiches Recht mit den Stadtmeistern besessen, doch ist es in Mirow selbst im Laufe des 17. Jahrhunderts zur Bildung verschiedener Zünfte gekommen.

Die Handwerker, die wir auch heute überall noch am zahlreichsten antreffen, die Schuster und Schneider, gehören zu den ersten, die sich zu eigenen Zünften zusammenschlossen. Doch am frühsten bildet ein früher weit verbreitetes, heute verschwundenes Gewerbe, das der Leineweber, eine Zunft. Sie erhielten bereits 1668 von Herzog Carl von Mecklenburg ein Privileg verliehen, das 1689 von Adolf Friedrich II. erneuert wurde. Ganz besonders betont dies Privileg, daß kein Weber einen Unterschleif begehen noch sonst sich betrügerisch zeigen sollte bei harter Strafe durch die Mirower Amtsbeamten. Standen doch gerade die Weber in dem Rufe, weniger Leinewand abzuliefern, als sie aus dem empfangenen Garn weben konnten. Die Meister selbst begründeten ihr Gesuch um das Privileg mit der Notwendigkeit, solche Betrügereien zu verhindern. Die Bestimmungen über die „Ehrlichkeit" der Mitglieder nehmen im Zunftbrief ebenfalls

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0069

einen bedeutenden Raum ein, galt doch die Zunft der Leineweber bei den andern Zünften vielfach nicht als ehrlich und wurde sie dem Henker, Nachtwächter und ähnlichen unehrlichen Gewerben gleichgeachtet. Daher heißt es auch im Zunftbrief: „Es soll diese Gilde als eine ehrliche Sozietät gehalten werden."

Verbessert wurde dies Privileg 1689 dadurch, daß den Frauen, die besonders auf dem Lande vielfach für Geld gewebt hatten, dies streng untersagt wurde.

Die Schuster werden etwa um dieselbe Zeit wie die Weber ein Privileg erhalten haben, während die Schneider erst 1692 eins erlangten.

5 Schneider, Buvecker, Stuhtmeister, Wegener, Bünger und Wietze, gab es damals in Mirow. Daneben aber hielten sich im Amt und Flecken noch eine Reihe anderer auf, die jedes Mal, wenn Steuern und Abgaben erhoben wurden, für einige Zeit über die nahe Grenze verschwanden. Um diese lästigen Konkurrenten zu beseitigen, wurde das Privileg erteilt, so daß nunmehr die zünftigen Meister jeden Fremden zu jeder Zeit aus ihrem Gebiet verjagen konnten. Das Meisterwerden war bei den Schneidern recht teuer, kostete es dem Jungmeister doch außer dem Meisterstück 21 Gulden bar, 2½ Tonnen Bier, 2 Pfd. Wachs und 2 große Essen für die ganze Zunft. Auch die Frau des Meisters wurde aufgenommen, wenn sie Bier und Essen gab. Die Lehrzeit war auf 2 Jahre festgesetzt. Gegen Unzünftige, die Schneiderarbeit machten, „Böhnhasen" oder „Störer" nach Zunftgebrauch genannt, konnte das Amt angerufen und ihnen mit Hilfe des Amtsdieners Zeug und Handwerksgerät abgenommen werden. Damit war für die Schneider, da das Privileg für das ganze Amt Mirow galt, die lästige Beeinträchtigung durch unzünftige Dorfschneider beseitigt.

Vorübergehend taucht in Mirow auch die Zunft der Tuchmacher, die für das Land Stargard in der Zeit bis zum 30jährigen Krieg den wichtigsten Handwerksstand darstellte, auf. Im Jahre 1709 erhielt sie ein Privileg, doch erscheint sie später nicht wieder. Diese Zunft der Tuchmacher in Mirow hängt wohl mit der staatlichen Tuchmanufaktur, die neben andern Manufakturen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dort bestand, zusammen. Sie verdankte ihr Entstehen dem ersten Landesfürsten Adolf Friedrich II., der die Finanzkraft des Landes durch Schaffung von Fabriken zu heben suchte. Vor allem bemühte er sich um die bereits im Niedergang begriffene Tuchmacherei. Eine große Färberei wurde in Mirow angelegt und durch den Staat aufgekaufte Wolle hier zu Tuch verarbeitet.

Vom Nahrungsmittelgewerbe schlossen sich die Bäcker 1729 zu einer eigenen Zunft zusammen. Damals wohnten 3 Bäcker in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0070

Mirow, und sie erlangten vom Herzog mit Zustimmung der Herzoginwitwe, die seit 1708 das Amt als Wittum besaß, die Erteilung eines Privilegs.

Ganz besonders stark tritt hier der doppelte Zweck der Zünfte, der Schutz des Handwerks und andererseits die Sicherung des Publikums gegen Uebervorteilung und schlechte Ware, hervor. Die Pflicht der Sauberkeit beim Backen wird immer wieder betont, und der Altermann wird angewiesen, häufig nachzusehen, daß Semmel und Brot das richtige Gewicht haben. Auch sind die Bäcker verpflichtet, immer genügend Vorrat zu halten, damit kein Mangel entstehen kann. Dafür haben sie das Vorkaufsrecht auf Korn, was zum Verkauf kommt, und die Müller müssen ihnen ihr Korn zuerst mahlen. Auch darf niemand Weiß- und Roggenbrot zum Verkauf in Mirow backen, der das Gewerbe nicht zünftig gelernt hat und dies durch Brief und Siegel erweisen kann. Tut es doch jemand, so wird ihm die Backware genommen und unter die Armen verteilt, ebenso geschieht es, wenn ein Bäcker schlechtes Gewicht hält. Wer in Mirow einen Backofen hat, darf ihn auch ferner benutzen, aber ihn nicht andern zur Benutzung überlassen. Auch sollen keine neuen angelegt werden, sondern alle übrigen Einwohner sollen ihr Brot beim Bäcker backen lassen. Nur auf diese Art glaubte man, den Bäckern, deren Zahl 3 nicht übersteigen sollte, genügenden Absatz für ihre Ware sichern zu können. Andrerseits sollte aber auch so erreicht werden, daß jederzeit Brot zu kaufen war.

Von den holzverarbeitenden Gewerben hat es ebenfalls nur eins, das der Tischler, in Mirow zu einer eigenen Zunft gebracht. Hier sind es 4 Meister, die 1720 sich zusammenschlossen, Doß, Vollmar, Schulze und Fettke. Sie fordern zuerst von allen Mirower Zünften das 3jährige Wandern der Gesellen, das wir nach 1736 bei allen finden, bevor das Meisterrecht erworben werden kann. Auch muß der, der Meister werden will, ein Jahr im Ort als Geselle gearbeitet haben. Die Zahlungen an die Lade sind hoch, über 17 Th. Zu einem Essen muß der Jungmeister außerdem die Zunft einladen. Nur Meistersohn und Schwiegersohn zahlen die Hälfte. Als Meisterstück soll ein Ausziehtisch angefertigt werden. Fehler daran werden mit 1—6 Gulden bestraft. Damit die Arbeit im Ort einigermaßen gleichmäßig verteilt wird, darf niemand mehr als 2 Gesellen und einen Lehrjungen halten. Nur dort, wo fremder Wettbewerb zu fürchten ist, auf den Gütern, kann jeder mit so viel Gesellen arbeiten, wie er will. Doch darf kein Meister dem andern einen Gesellen oder die Kundschaft abspenstig machen. Streng verboten ist das Arbeiten Ungelernter im Amt und ebenso die Anfertigung von Tischlerarbeit durch Zimmerleute. In beiden Fällen werden dem Uebeltäter Werkzeug und Arbeit abgenommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0071

Weisen alle diese Zunftbriefe noch erhebliche Unterschiede in den allgemeinen Bestimmungen auf, so wurde dies 1736 anders. Nach Reichsbeschluß sollten alle Unsitten, die sich allmählich beim Handwerk eingeschlichen hatten, beseitigt werden, und der Herzog erließ deswegen 1736 ein neues Privileg, das für alle Zünfte im ganzen Lande gleich lautete. Besonders verbot man, die übermäßige Belastung des Anfängers mit Kosten beim Meisterwerden und die Bestrafung von Fehlern am Meisterstück mit Geld. Alle Essen sollten in Zukunft aufhören und das Meisterstück entweder angenommen oder verworfen werden. Erfolg hat diese Verordnung nicht viel gehabt. Bei allen Zünften mußte 1794 der Jungmeister bereits wieder ½ Tonne Bier, Branntwein und Semmel geben. Die Alterleute entschuldigen dies damit, daß es mehr „freier" Wille als Pflicht des Gebenden wäre, auch „wären dies Tage des Vergnügens für sie, an welchen sie zusammenkämen, um sich durch verständige Fröhlichkeit von ihrer sonstigen mühseligen Arbeit zu erholen und sich zu neuer zu ermuntern." Die Regierung allerdings erkennt diese Begründung nicht an. Zur selben Zeit fordern die Schuster, daß das Tragen von Holzpantoffeln verboten würde, da ihnen dadurch viel Abbruch in ihrem Erwerb geschähe. Das Amt kommt nach längerer Ueberlegung zur Ablehnung dieser uns heute unglaublich erscheinenden Forderung, da nur die Armen aus Not Holzpantoffel trügen und sonst, da sie sich keine Schuhe kaufen könnten, barfuß laufen müßten.

Der Bericht des Amts über die Lage des Handwerks 1794 ist recht lehrreich. Schuster gab es damals 14 in Mirow. Ihre Lage ist meist schlecht. Ebenso steht es bei den 8 Tischlern, da zu viel Pfuscher im Amt arbeiten, und ihre Zahl für den Ort zu groß ist. Das Amt schlägt vor, keine Fremden mehr auf Mirow zu konzessionieren. Auch die Bäcker klagen, daß ihrer zu viele wären, da die Privatbacköfen ihnen die Arbeit wegnehmen. Doch auch hier weiß das Amt keinen Rat, da man den Armen das Selbstbacken nicht verbieten könne. Schneider wohnen 9 im Ort, 15 im Amt. Diesen geht es sehr gut, jenen schlecht, während es den 18 Webern, soweit sie Lust haben zur Arbeit, nicht an Erwerb fehlt. Der Bericht des Amtes schließt:

„Die allgemeinen Wünsche bestehen in besseren Zeiten, mehrerem Verkehr und allgemeiner besserer Nahrung im Ort und auf dem Lande, welche sie, wie alle Einwohner, von Ew. Herzogl. Durchlaucht preißwürdiger Gnade sich auf die Zukunft versprechen." Ein frommer Wunsch braver Untertanen!

Die Zeit bis zur Aufhebung des Zunftzwanges 1868 hat in Mirow manches verändert. Die Gründung des Seminars brachte etwas mehr Leben. In den zünftigen Gewerben blieb die Zahl der Meister außer bei den Schustern, von denen es 1860 21, und den Schneidern, von denen es 19 gab, trotz der steigenden Be-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0072

völkerung ungefähr dieselbe; aber andere Gewerbe ließen sich zahlreich nieder und brachten Handel und Wandel vorwärts. Noch eine Zunft gründete sich, das sogenannte vereinigte Gewerk, das 1840 gestiftet wurde. In ihm waren die 3 Schlosser, der Schmied, der Nagelschmied, der Goldschmied und der Glaser vereinigt. 1860 war die Zahl der Mitglieder erheblich größer: 5 Schlosser, 2 Schmiede, 2 Nagelschmiede, 1 Goldschmied und 3 Glaser. Der Zunftzwang, der in Preußen schon lange aufgehört hatte, wurde 1868 auch in Mecklenburg beseitigt. Gleichzeitig oder wenig später fielen auch die Zollschranken nach Preußen, und der Entwicklung des freien Wettbewerbs war auch in Mirow dadurch der Weg in jeder Richtung geöffnet. Doch ist es eine kleine Landstadt geblieben, denn die Hoffnungen, die sich für die Hebung von Handel und Wandel in Mirow zu zeigen schienen, als im Kriege in der Nähe eine Flugzeugwerft entstand, schwand mit dem deutschen Zusammenbruch, so daß es jetzt gilt, neue Wege zu suchen.

Ausschnitte aus der Flora von Mirow.

B. Schnell.

Die Pflanzenwelt der Mirower Gegend ist reichhaltig und vielseitig, da hier Ackerland in verschiedener Güte — sandiger und besserer Boden —, Waldungen — Tannen- und Buchenwald —, Triften, Wiesen, Sümpfe und Moore, Seen und Wasserläufe in reichem Wechsel vorkommen.

Da es zu einer umfassenden Darstellung an dieser Stelle an Raum gebricht, will ich versuchen, in folgendem einige Ausschnitte aus der Flora Mirow's zu geben.

Im Schloßgarten breitet sich in den ersten Frühlingstagen ein dichter Blütenteppich aus. Als erste Kinder Flora's erscheinen dort Schneeglöckchen, Veilchen, Scharbockskraut, hahnenfußblättriges und Buschwindröschen, denen sich bald der doldenblütige Milchstern und der Goldstern zugesellen. An lehmigen Uferpartien am See tritt im Frühling der gemeine Huflattich auf, der seine gelbe Knopfblüte vor den Blättern entwickelt; auf den „Steg"-wiesen breitet sich der große Huflattich oder Pestilenzwurz mit seinen purpurfarbigen Blütensträußen und seinen großen schirmförmigen Blättern aus. — In den von hohen alten Eichen beschatteten und mit Buschwerk umrahmten Wallanlagen erfreuen den Spaziergänger der Gamanderehrenpreis, die Gundelrebe, das Rapünzchen, Bocksbart, Steinklee und Turmkraut. Auf einem Frühlingsspaziergange über die Mühlenbrücke nach Mirowdorf erfreut sich das Auge an dem goldgelben Wiesenblütenflor, der dort durch die in Massen auftretende Sumpfdotterblume gebildet wird. Im Mirowdorfer Dorfgraben, der den Gründlowsee mit

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0073

dem Mirower See verbindet, findet man das wechselblättrige Milzkraut und auf dem am Ende des Dorfes gelegenen dünenartigen Horizontberge die hier seltene große Küchen- oder Kuhschelle.

In den Frühlingsmonaten März bis Mai wird in den hiesigen Kiefernwaldungen die Speisemorchel gesammelt, die von Aufkäufern im großen nach Berlin versandt wird. In den Sommermonaten erntet man, gleichfalls in den Nadelwaldungen, den noch viel häufiger vorkommenden Speisefaltenschwamm oder Pfifferling, von dem ganze Bahnfrachten den Großstädten zugeführt werden. Von den übrigen Edelpilzen sind Steinpilz und Champignon besonders geschätzt und gesucht. Aus der Reihe der in den hiesigen Waldungen vorkommenden Giftpilze mögen an dieser Stelle genannt werden: der Fliegenschwamm, der Speiteufel oder giftige Täubling, der Satanspilz und die stinkende Giftmorchel, auch Hexenei genannt.

An Hecken und Zäunen des Ortes sind das Schöllkraut, der Rainkohl, die gebräuchliche und die feinblättrige Raute, die Hecken-Borstendolde, der gefleckte Schierling und der Odermennig gemein.

Als Gartenunkräuter sind besonders die Vogelmiere, das gemeine Kreuzkraut, der schwarze Nachtschatten, der Gartenschierling und das Franzosenkraut zu erwähnen. Letzteres ist erst seit einigen Jahrzehnten hier heimisch geworden. Ich fand diese mir damals noch unbekannte Pflanze zum ersten Mal im Jahre 1878 auf der Dorfstraße in Babelsberg. Heute ist das Franzosenkraut bei uns eine der lästigsten Wucherpflanzen, deren Ausrottung man sich angelegen sein lassen sollte. Unter der Saat finden sich im Frühling der epheublättrige Ehrenpreis und der Feldehrenpreis, später das zierliche Pflänzchen Gauchheil mit ziegelroten Blüten und kugelförmiger Fruchtkapsel. Neben der blauen Kornblume, der Kornrade, dem Windhalm, der Ackertrespe und dem Ackerschachtelhalm sind Ackerhederich und Ackersenf die häufigsten Ackerunkräuter, die ganze Schläge mit ihrem Blütengold überziehen und von denen der Ackersenf als Grünfutter und zur Gründüngung auch angebaut wird.

Auf der Kuhweide sind der nackstenglige Bauernsenf, die Spurre, die Feld- oder Hainbinse, das Frühlingsruhrkraut, die gemeine Kreuzblume, Eberwurz und goldenes Frauenhaar heimisch; auch ist der an seiner trichterförmigen blauen Blüte kenntliche deutsche Enzian vereinzelt anzutreffen. In großen Beständen wuchert dort der Besenstrauch.

Der „Leussower Graben", der den Abfluß der Leussower Gewässer zum Mirower See bildet, ist botanisch ergiebig. Bestanden ist er mit Schlehdorn, Hundsrosen, Pappeln, Ellern und Vogelbeerbäumen. Der obere Teil des Grabens hat Waldflora

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0074

und enthält Sauerklee, Anemonen und zahlreiche Blattfarne. In seiner Nähe beim Kohlmetz-Soll wird vereinzelt der Mondfarn oder die Mondraute gefunden.

Die die Feldmark durchschneidenden Gräben sind mit Dornengebüsch bestanden und vielfach von Brombeergerank überzogen.

An Wegen, Rainen und Gräben sind Schafgarbe, Rainfarn, Jakobskreuzkraut, gemeines Hartheu, Möhre, Schoten- und Wundklee, Wiesenplatterbse, Vogelwicke und Tausendgüldenkraut gemein. — Auf unfruchtbaren Wegstrecken und Sandschalen wachsen Immortellen, Euphorbien, Sandsegge und Hopfenklee, am Bahndamm und dem Starsower Wege Nacht- und Königskerze und der Natternkopf.

Bei einem Spaziergange über die Hohe Brücke zum Holm trifft man die Halbsträucher dornige Hauhechel, deutscher Ginster und Färberginster an. Zur Seite des Weges vor der Hohen Brücke befindet sich eine wohl über ein Menschenalter alte Wachholderhecke, die als landschaftlich charakteristisches Naturdenkmal erhalten bleiben sollte.

Beim Durchschreiten des Vorholms trifft man auf die verschiedenen Wintergrünarten, z. B. einblumiges, rundblättriges und einseitswendiges. Auch wächst hier die zweiblättrige Schattenblume. Im Hinterholm kommen als seltenere Pflanzen vor: Der pyramidenförmige Günsel, die Nestwurz, das Salomonssiegel, der Sumpfporst, die Moosbeere, die Preißelbeere (steht auch in der Nähe des Zirtower Bahnhofs) und die nordische Linnäe (angebliche Standorte: Schwarzer Spitze und Peetscher Teerofen).

Der Wallgraben wird an der Südseite der Schloßbrücke im Hochsommer von der Wasserlinse (Entenflott) mit einem dichten grünen Teppich überzogen. An der Nordseite der Brücke, dem Rathaus gegenüber, florieren Pfeilkraut, Helmkraut und Braunwurz, im Röhricht beim Schloßgarten der große Hahnenfuß und in der Seebucht „Tielenhof" die gelbe Teichrose. — Als wirkliche Wasserbewohner treten im See der Froschbiß und die Wasserpest, im Egelpol die aloeartige Krebsschere auf.

Eine überaus üppige Sumpf- und Wiesenflora haben die Kanalwiesen zwischen dem Mirower und Zootzensee. Von den Kanalufern grüßen den Bootsfahrer Wasserschierling, breitblättriger Merk, Rohr- und Igelkolben, Schwarzwurz, Bachbunge und Wasserehrenpreis, das großblumige Weidenröschen, Blutkraut, Sumpfstorchschnabel, Sumpf-Spierstaude, Wasserschwertlilie, Sumpfziest, Wasserviole, verschiedene Riedgräser und die weiße Seerose; auf den Kanalwiesen wachsen Wiesenschaumkraut, bitteres Schaumkraut, breitblättriges und gefleckes Knabenkraut, Wollgräser und das Sumpfläusekraut.

Von Sträuchern kommen Weißdorn, Liguster und Teufelszwirn in Hecken und verwildert, Haselstrauch, Berberitze, Pfaffen-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0075

hütlein und Schneeball in Anlagen und Gebüschen, Hundsrose und Schwarzdorn an Wegen und Gräben vor. Als landschaftlich charakteristisch ist hier noch die gemeine Heide zu nennen, die zur Herbstzeit Waldränder und Waldblößen mit einem dichten fleischroten Blütenteppich überzieht.

An Alleebäumen treten Linde, Roßkastanie, Robinie, Ahorn, Platane und Birke auf. Besonders nennenswerte schöne Alleen sind die Lindenallee am Schloßgarten und die Birkenallee am Granzower Wege.

Unsere an historischen Gedenktagen gepflanzten und der geschichtlichen Erinnerung gewidmeten Bäume stehen meistens in der Nähe des Kriegerdenkmals am „Grünen Zaun". An die Leipziger Schlacht erinnern drei Eichen, eine 1813 gepflanzte, eine beim 50jährigen Jubiläum 1863 und eine beim 100jährigen Jubiläum der Schlacht 1913 gepflanzte. Auch befindet sich dort die Friedenseiche von 1870/71. Eine Eiche, die am 100. Geburtstage Kaiser Wilhelms I. im Jahre 1897 gesetzt wurde, steht auf dem Turn- und Festplatz in der Nähe der Chaussee. Auch mag hier erwähnt werden die Ruine der am Eingange in den Holm bei der Försterei stehenden ehemals so prächtigen Charlottenbuche, die an die Königin Charlotte von England erinnert, welche als Schwester „Dörchläuchtings" ihre Jugendzeit in Mirow verlebte.

Die Waldungen der Mirower Gegend sind im allgemeinen Kiefernbestände, hier und da mit Fichten gemischt und an Wegen, z. B. an der Chaussee, mit Laubbäumen, Lärchen und Weimutskiefern als Schmuckbäumen durchsetzt. Der Kiefernwald bietet vielfach mit seinem reichen und üppigen Wachholderaufschlag für den Naturfreund ein anziehendes Bild. — Buchenbestände, im wesentlichen durch die Rotbuche gebildet, finden sich in der Kotzower Heide und in größerem Umfange im Hinterholm, dem eigentlichen „Holm". Auch hier treten, mit anderen Laubbäumen, Kiefern und Fichten gemischte Bestände, vereinzelt auch Lärchen, Weimutskiefern und andere ausländische Tannenarten auf. Als seltenere Schmuckbäume kommen einige Tulpenbäume vor. — Birken treten nur in gemischten Waldbeständen, an Wegen und in Brüchern auf. Reine Eichenbestände gibt es noch im Canower Revier.

Für den Naturfreund und den Botaniker gleich anziehend ist der zur hiesigen Oberförsterei gehörige, im sogenannten „Erbsland" gelegene Pflanzgarten, der sich durch die Mannigfaltigkeit der in ihm enthaltenen, großenteils seltenen Waldbäume auszeichnet.

Besonders artenreich sind Eichen und Coniferen vertreten. Nach einem Verzeichnis der hiesigen Oberförsterei vom Jahre 1905 enthält der Pflanzgarten an

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0076

Eichen:

Quercus palustris, Qu. tinctoria, Qu. pedunculata, Qu. coccinea, Qu. sepiliflora, Qu. pedunculata hybrida, Qu. rubra.

Coniferen:

Pinus combra, P. excelsa, P. taeda, P. Jeffreyi Balfour, P. austriaca, P. picea, P. strobus, P. rigida, P. Hooceriana, P. pinsapo, P. orientalis, P. contosta, P. Banksiana; Abies pectinata, A. Mertensiana, A. balsamea, A. nobilis, A. concolor, A. cembra, A. orientalis, A. grandis, A. Douglasii, A. Sitehensis, A. Nordmanniana, A. Pinsapo, A. Pichta; Larix sibirica, L. leptoletis, L. europaea; Thuja canadensis, Th. gigantea; Juniperus virginiana; Cypressus lavsoniana.

Mirows Umgebung.

Von Max Gerchow.

Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte:
Sei mir gegrüßt, du stilles Land!

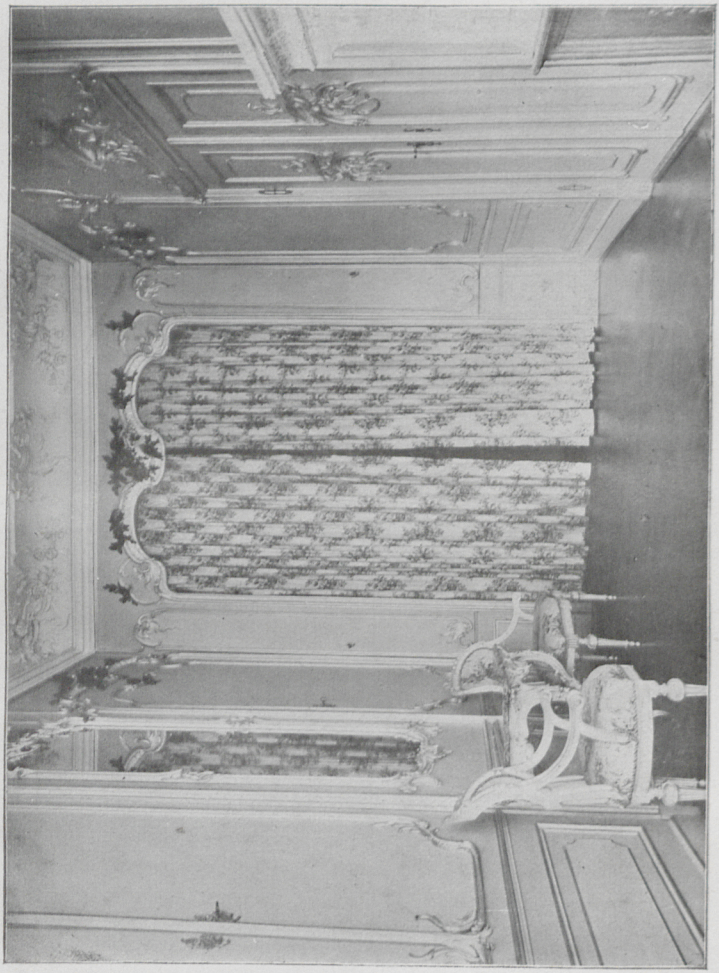
Auf keine Heidegegend des deutschen Vaterlandes treffen diese Dichterworte mehr zu, als auf den Südosten unserer engeren Heimat, auf die „Mirower Ecke". Denn, fernab vom lauten, nie rastenden Getriebe der Großstadt, tiefen Frieden atmend, in stiller, eigenartiger Schönheit, die sich allerdings dem Beschauer meist nicht gleich, sondern erst nach längerer Bekanntschaft erschließt, liegt die Umgebung Mirows da. Dunkle Kiefernwälder mit dichten Schonungen breiten sich hier aus, mit einsamen Lichtungen, über denen im Sommer ein zarter, blauer Dunst lagert, der vor dem herankommenden Wanderer zu entfliehen scheint. Im Moos- und Nadelpolster des Waldbodens, da, wo der mannshohe Knirk Licht und Platz läßt, gedeiht üppiges Bicksbeerenkraut, leuchten braunsamtne Morcheln oder gelbe Pfifferlinge.

Breite, vielgeleisige Heidewege, verbrämt mit rosenfarbner Erika, winden sich geruhsam durch den Busch. Hier tritt der gelbweiße, mehlfeine Sand hervor, der auch auf dem freien Feld vorherrscht, so daß dieses bei Wind nicht selten „unterwegs" ist.

Geheimnisvoll und schön wie der Wald sind auch die fischreichen Seen. Dichtes Rohr- und Binsengelege, in dem Wildente und Bleßhuhn nisten, umkränzt die Ufer. Weltferne „Ecken" laden zum Träumen ein. Hier sieht man noch den Fischreiher, wenn er nach Beute ausspäht.

Zwischen Wald und Seen liegen die Dörfer, nicht viel, nicht groß, aber mit breiten, von alten Bäumen eingesäumten Dorfstraßen. Arbeitsam und zähe ist der Menschenschlag, der hier seit

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0077



Schloß, Schlafgemach.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0078

Schloß, Saal.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0079

Jahrhunderten in der Scholle wurzelt; nicht sehr redselig, denn man hat keine Zeit; gegen den Fremden fast mißtrauisch; aber, hat er Vertrauen gewonnen, so kommt ihm eine Ahnung von den Quellen, aus denen unsere Volkskraft fließt.

Hin und wieder liegen einzelne Gehöfte, „Ausgebaute", mit einsamen, kleinen Waldstücken, daneben breite Triften, ausgedehnte Weiden. Dörfer und Ausbauten sind verbunden durch tief ausgefahrene Mahlsandwege, die teilweise von Wachholderhecken, den Acker vor Verwehung schützend, eingerahmt sind.

Und all diese Tiefeinsamkeit unserer Heidegegend, in der Voß und Has sich Gutenacht sagen sollen, ist so schön, daß es den, der sie kennt und ferne weilt, immer wieder in ihre Stille und Weite zieht!

Wer sie genauer kennen lernen will, dem seien folgende Ausflüge von Mirow aus empfohlen:

20 Minuten entfernt — zu Fuß über den Weinberg, mit dem Kahn durch den Kanal nach Süden — sind die **Fleether Tannen.**

In einer knappen Stunde erreicht man, entweder über den Weinberg, die Hohe Brücke — oder Dorf Starsow — den **Holm,** eine langgestreckte, mit herrlichem Mischwald (vor allem Buchen) bestandene Halbinsel. Stellenweise ist hier der Wald in unberührter Schönheit erhalten. Wer von der am Eingang zum Holm idyllisch gelegenen Försterei Holm aus (Charlottenbuche!) den Wald betritt, um sich an seiner Schönheit zu erfreuen, um vom westlichen Steilufer den herrlichen Blick auf das alte Klosterdorf Schwarz zu genießen, oder die in den Wipfeln mächtiger Kiefern befindliche Fischreiherkolonie, die größte unseres Landes, oder die seltenen Pflanzen der Halbinsel, den romantischen Kliedsee kennen zu lernen, — immer versehe er sich mit einem Führer, am besten einer genauen Karte; denn der Holm ist bisterig, und auch die Einheimischen kennen sich meistens nicht genau in ihm aus.

Auch auf dem Wasserwege — Müritz-Havelkanal nach Süden, Zootzensee — ist der Holm in derselben Zeit zu erreichen. Eine bequeme Anlegebrücke erleichtert diesen Verkehr.

Anderthalb Stunden Landweg über Starsow, Blankenfelde, Birkenhof, Hohenfelde von Mirow entfernt liegt herrlich am Steilufer des Schwarzer Sees das bereits genannte Dorf **Schwarz.** (Von der Ulme im Schulzengarten schöner Weitblick auf den Holm! In nächster Umgebung Urnenfelder und Werkstättenfunde aus der Steinzeit.) Wer einen andern Rückweg vorzieht, kann sich zum Holm „übersetzen" lassen und von dort nach Mirow zurückgehen. — Auch zu Wasser (Kanal, Zootzensee, Peetscher und Fleether Mössen, Vilzsee, Schwarzer See) gelangt man nach Schwarz.

Eine sehr lohnende Tagestour ist die Wanderung auf dem vorher beschriebenen Weg über Schwarz, Schwarzer Forsthof (in

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0080

der Nähe Lärchentannenallee und riesige Buche; von hier Abstecher zum nahen, sagenumwobenen Wummsee und weiter zur Grünen Hütte), Diemitz — ebenfalls ein zum Klosteramt Dobbertin gehöriges Dorf —, Diemitzer Schleuse zur **Fleether Mühle,** in der Nähe des schönen, geheimnisvollen Rätz-Sees (Seeadler, Schwäne!), am Fleether Mühlenbach, dem alten Grenzbach Driculne der Johanniterkomturei Mirow. Annähernd 700 Jahre wird dort eine Mühle betrieben; die jetzt vorhandenen Gebäude mit ihren charakteristischen Formen sind 1802 durch den Landbaumeister Dunkelberg erbaut worden. — Der kürzere Rückweg führt entweder die alte Rheinsberger Landstraße über Peetsch oder an Peetsch vorbei; oder die Fleether Landstraße in der Nähe des Zootzen-Sees entlang nach Mirow zurück. Andere Rückwege, aber weiter, sind Rätz-See, Zirtow, Mirow; oder Rätz-See, Peetsch-See (Blocklinie!), Peetsch, Mirow. — Wem diese Rundreise zu weit ist, der kann die Fleether Mühle in einer Halbtagstour auf der Rheinsberger oder Fleether Landstraße kennen lernen.

Andere empfehlenswerte Wanderungen sind:

Ueber den Hasenberg durch schönste Heidelandschaft nach **Leussow,** (Abstecher zum Zirtow-Bahnhof — Glaubenbruch); zurück den alten Landweg (2—3 Stunden);

durch das langgestreckte Mirowdorf am Westufer des schönen Mirower Sees nach der Kootzower Heide am **Leppin-See** (hin und zurück 2 Stunden);

nach dem Klosterdorf **Lärz,** mit einer Anzahl mitteldeutscher Gehöftsanlagen; auf vielen Höfen ein „Sod", (2 Stunden);

über Mirowdorf, Retzow zum **Sprottschen Berg,** dicht beim Flugplatz Ellerholz (Mitfliegen möglich!), mit herrlichem Blick über die Müritz. Zurück über Lärz (Halbtagstour); oder zurück (dann aber Tagestour!) am Müritzufer, Ellerholz, Klopzow, Bolter Kanal, Bolter Mühle. Von hier verschiedene Rückwegsmöglichkeiten, entweder: Leppin, Roggentin (Kriegerdenkmal im Holz!), Retzow, Kotzow, Mirowdorf; oder: Leppin, durch die Forst, Landweg bis kurz vor Mirowdorf; oder: Leppin, Ziegelei, Junkerburg, Zartwitz oder Zietlitz, Schillersdorf, Teerofen, Mirow;

über Leussow, Neufeld, Qualzow, Schillersdorf zur schön am Wasser gelegenen Försterei **Schillersdorfer Teerofen.** Von hier über Granzow (Blick über die Mössen!) nach Mirow zurück (Halbtagstour); oder — bedeutend kürzer — Mirow, Schillersdorf, Teerofen, Granzow, Mirow;

über Mirow, Granzow, dicht dahinter in Richtung auf Qualzow Fußsteig nach parkartigen, mit vielen ausländischen Hölzern bestandenen **Pflanzgärten.** Verschiedene Rückwegsmöglichkeiten;

über Mirowdorf, **Krümmel,** Ichlem, Starsow, Mirow (Halb-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0081

tagstour). Herrliche Weitsichten, vor allem von der Eichenkoppel bei Krümmel;

über Peetsch, Diemitzer Schleuse nach **Grünplan, Canow, Neucanow** (In der Nähe Seewalde, Drosedow). Zurück über Wesenberg oder über Zirtow nach Mirow (Tagestour).

Das Schönste an Mirows Umgebung sind seine Gewässer. Bequeme Verbindungen (Müritz-Havelkanal) nach der nahen Müritz, den Eldeseen, Rheinsberg, Zechlin, Fürstenberg, Neustrelitz, Neuruppin, Berlin führen seit Jahren die Wassersportler nach Mirow, und tausende von ihnen kennen seine schöne Umgebung, aber auch — den Kugelwirt und seine und überhaupt der Mirower Gastwirte gute Küche.

An schönen größeren Wasserausflügen mit Motorboot oder Dampfer seien empfohlen:

Tagestour (mit längerem Aufenthalt) nach der **Müritz.** Daselbst ist ein herrlicher Badestrand;

oder auf demselben Weg nach **Waren** oder **Röbel;**

nach dem **Rheinsberg** Friedrichs des Großen;

nach **Zechlin,**

nach **Fürstenberg,**

nach **Canow** (Erinnerungen an den Mirower Fürstenhof!)

Jeder ist für sich eine kleinere oder größere Tagestour.

Außer den genannten sind eine Anzahl schöner Wanderungen und Fahrten in die nähere und weitere Umgebung Mirows möglich.

Aber: Nicht dem Vergnügungsreisenden, dem Sommergast aus Mode, sondern dem Menschen von nah oder fern, der sich selber finden will, gibt die tiefe Stille unserer Natur das, was er sucht!

„So sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!"

Die Mirower Flurnamen und ihre Bedeutung,

gelegentlich einer Wanderung durch und um die Stadt erklärt

von E. Dinse.

Wir beginnen am Mühlendamm. Dieser ist von Menschenhand durch den See geschüttet; wahrscheinlich wurde er von den Johannitern gleich nach Gründung der Komturei in dieser Form ausgebaut. Er ruht auf drei übereinander liegenden Packungen von großen unbehauenen Bäumen: Eichen, Kiefern, Erlen. Er staute das Wasser des Sees, so daß eine Wassermühle angelegt werden konnte, die bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts hier stand (daher der Name Mühlenbach). Auch stellte er eine Verbindung zwischen den beiden Seeufern her; die Heerstraße konnte nun ihren Weg über Mirow nehmen, vorher gab es von der Müritz bis nach Diemitz und weiterhin keinen Uebergang. Der

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0082

Freilauf der Mühle zog sich von der südöstlichen Ecke des Sees quer über die Straße etwa hinter den beiden ersten Häusern an den Mirowdorfer Bruchgärten entlang. An ihm lagen Gerbereien, an Stelle des heutigen Seesterns aber stand das Zollhaus.

Die Mühle ist durch ein modernes Dampfsägewerk ersetzt, der Stau zu Gunsten der Schiffahrt beseitigt worden. Die Straße ist nach ersterer benannt; rechts zweigt sich der Fischergang ab, der seinen Namen wohl von den hier wohnenden Fischern bekam.

Der am Treffpunkt der Mühlen- mit der Schloßstraße liegende, baumbestandene Platz heißt im Volksmunde „Beim grünen Zaun", weil er einst durch eine grüngestrichene Bewehrung eingefriedigt war.

Die Schloßstraße verband das Schloß mit dem Marktplatz, dessen linksseitige Erhöhung nach dem alten Kruge der Krögerberg heißt.

Die Namen Rheinsberger- und Strelitzer Straße erklären sich von selbst. Der größere Teil der ersteren heißt seit dem 19. Jahrhundert wegen der dort entstandenen Töpfereien die Töpferstraße; letztere hieß zeitweilig Poststraße, weil das Postamt in einem ihrer Häuser untergebracht war. Die jetzige Amts- hieß früher Warensche Straße.

Vom Ende derselben führt links der Herrensteig zurück zum grünen Zaun, von diesem eine feste, früher aufziehbare Brücke durch das Torhaus auf die Burginsel. Rechts haben wir den alten Burgberg, links die Wälle mit den Bastionen, die im 30jährigen Kriege mit Geschützen versehen waren.

Die Burginsel gewährte den Bewohnern Mirows und der Umgegend die ganze Kriegszeit hindurch wirksamen Schutz. 1746 brannten alle hier befindlichen Gebäude ab, nur die Kreuzgewölbe der späteren Brauerei haben sich erhalten.

Die Insel war früher durch drei Brücken mit dem Festlande verbunden; die eine führte zum neuen Schloß, die andern gingen in den herrschaftlichen Küchengarten, heute Herrengarten mit Herrensteig. Links davon liegt eine Wiese am See, die schon um 1500, wahrscheinlich nach dem Besitzer „im Thielhof" genannt wird.

Weiterhin führt der Fußsteig zur Bleicherwiese, der früheren Ortsbleiche mit Bleicherhaus. Einige hundert Meter weiter trifft man auf drei mächtige Eichen, die sich aus einem Stamm entwickelt haben, im Volksmund „de dre Eken" genannt. Bemerkenswert sind auch drei Quellen, die hier auf dem Seegrund dicht am Ufer emporsprudeln.

Verfolgt man den Fußsteig noch weiter, so erreicht man ein mit Heckenrosen und verwildertem Ziergebüsch bestandenes Steil-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0083

ufer, „Auguſten-Ruh“ genannt nach der Frau des früheren Droſten Schröder, der für den Ort viel getan hat. Er hatte hier ſein Dienſtland und ſchuf an dieſer Stelle eine Schmuckanlage wegen der ſchönen Ausſicht über den See nach Mirowdorf zu.

Wir wenden uns jetzt rechts durch die Amtskaveln zur Chauſſee. Erſtere waren früher Droſtenacker; 1849 wurden ſie den Mirower Einwohnern in kleinen Stücken gegen geringes Entgelt überlaſſen. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wurden die einzelnen Stücke verloſt oder ausgekavelt, daher der Name.

Der Weg hinter der Mauer des Amtsgartens hieß früher Baumgang und war zur Zeit der Hofhaltung in Mirow für fremde Fuhrwerke geſperrt. Der daneben laufende „Große oder Kapellau-Graben“ kommt ſchon von der Leuſſower Feldmark, von den faſt verwachſenen Teichen Großer und Kleiner Kapellau; er entwäſſert die ganze nordweſtliche Feldmark Mirows.

Jenſeits des Grabens liegen die „Lehmkuhlſchen Gärten“ auf dem Grunde einer großen Tongrube, welcher das Material zum Bau des Orts größtenteils entnommen iſt.

Der Baumgang geht weiterhin in den Leuſſower Weg oder Kirchenſteig über. Links davon liegen erſter und zweiter Schlag, ſowie die Alleeſchen Kaveln. Dieſe Ackerſtücke ſind aus dem früheren Amtshofacker entſtanden, ſowie aus dem zur Zeit des Mirower Hofes parkartig gehaltenen Luſtwäldchen. Es beſtand aus großen Eichen, Buchen, Kaſtanien und Zierbüſchen, war von hübſchen Steigen durchzogen und umſchloß auch zwei Teiche: das Neſſel- und Kohlmetz-Soll; letzteres nach dem Beſitzer der angrenzenden Ackerſtücke benannt.

Das „Jägerland“ war ehemals im Beſitz der Oberförſterei, wurde aber ausgetauſcht; im „Hundeſoll“ nicht weit davon pflegte man junge Hunde zu ertränken.

Hinter dem Bullenacker, dem Dienſtlande des Bullenhalters, liegt die ſtädtiſche Kuhweide oder die Kalitz. Letzterer Name rührt wahrſcheinlich von einem ſchon frühzeitig untergegangenen Dorf her. Es ſind hier in geringer Tiefe viele eigenartig geformte, ſehr kleine und auch ſehr große Hufeiſen gefunden worden, ebenſo auch Münzen und Scherben. Das im Mittelpunkt der Weide gelegene, mit Pappeln umſtandene Soll heißt „de Middagsſtäd“, weil der Hirte hier ſeine Herde mittags zuſammentreibt und lagert.

Ein anderes am Wege nach Qualzow liegendes kreisrundes Waſſerloch heißt das „Spiegelſoll“, denn durch dichtes Gebüſch vor dem Winde geſchützt iſt es ſtets glatt wie ein Spiegel.

Nach Mirow zurück können wir über das „Rotland“ gehen; eigentlich Rode-Land, denn es wurde einſt vom Fürſten den

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0084

Mirowern unter der Bedingung überlassen, daß sie das darauf stehende Buschwerk ausrodeten. Aber das Land war zu schlecht und abgelegen, so wurde nicht viel daraus; der Staat nahm es zwecks Aufforstung wieder zurück.

Wir kreuzen dann den „Bierweg", der in die alte Landstraße mündet, er wurde früher von den Bierfahrern der Schloßbrauerei benutzt.

Der Pappelberg östlich von Mirow deutet an, wie weit bis 1870, d. h. vor dem Chausseebau, die Landstraße nach Strelitz mit Pappeln bestanden war. Etwas weiter findet man links der Chaussee eine kleine Ausbuchtung mit Gebüsch und einer Steinbank, im Volksmund „Lindstädts-Ruh" genannt. Diese Bank soll aus einem Findling gearbeitet sein, der am Wege Mirow-Zirtow lag und in Komtureiakten unter der Bezeichnung „Großer Stein" als Grenzmarke genannt wird. Vor dem Chausseebau stand sie etwa dort, wo der Landweg sich abzweigt. Dann gab Gastwirt Lindstädt den jetzigen Platz aus seinem Acker geschenkweise her unter der Bedingung, daß die Bank hier aufgestellt würde, was auch geschah.

In der Nähe haben wir die „krumme Trift", den Wieden (=Weiden) Weg und den Egelpohl, alles Namen, die sich von selbst erklären (Egel = Blutigel). Verfolgt man den Weg am Egelpohl vorbei südlich zum Peetscher Weg, so erreicht man bald die Aastannen. Hier wurde früher krepiertes Vieh in dem leichten Sandboden verscharrt. Der Prester-Acker, etwas weiter links, ist Eigentum der Kirche, die ihn nach der Separation für verlorene Hebungen aus Peetsch erhielt; rechts heißt ein Ackerstück nach dem Besitzer Weidenbachs Kamp. An früheren Weinbau erinnert der große und kleine Weinberg, die wir hier vor uns sehen; einige Maulbeerbäume am Peetscher Weg an Seidenraupen-Versuche. In „Molls Garten" am kleinen Weinberg verlebten die Mirower früher manche vergnügliche Stunde. Eine lebhaft sprudelnde eingefaßte Quelle findet sich hinter dem Garten an der Wiese, eine schwache weiter oben im Hohlweg. An die Kultur eines für die Bierbrauerei notwendigen Gewächses erinnert der Hopfensee, von dem im übrigen die Mirower Kinder sich erzählen lassen, daß der Klapperstorch sie aus ihm geholt hat.

Im Poggensoll trieben die Frösche ihr Wesen; von hier aus gelangt man über den kleinen und großen Schildkamp zu den Höhner- und Füerböter-Gärten. Die beiden Kämpe erheben sich schildartig aus dem Wiesengrund, während für die Gärten teils Pacht in Gestalt von Hühnern gegeben, teils die Oefen im Schloß geheizt werden mußten.*) Auf der „Post-Städ" am Mühlenbach

*) Volkstümliche Deutung; tatsächlich Dienstgärten der Feuerböter.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0085

wurde früher der als Dünger sehr beliebte, auf dem Seegrund geworbene Post (eine Algenart = Armleuchter) abgelagert.

Weiterhin kommt die Stelle des ehemaligen Kalkofens, angelegt vom Amtszimmermeister Hustaedt, der auch den Stichkanal zum Holzplatz graben ließ, denn seinerzeit besaß Mirow eine stolze Flotte von zwei Dampfern und mehreren Elbkähnen. Neben einer kleinen Brücke „bi'n Pötteraben" stand bis Ende vorigen Jahrhunderts Mirows älteste Töpferei, und nun wären wir wieder beim Fischergang angelangt. An diesem liegen Gärten, die unter dem Namen „bi de Judenkirch" bekannt sind, denn bis vor wenigen Jahren stand hier die Synagoge.

Merkwürdigerweise gehört noch ein oben in Mirowdorf gelegenes Grundstück seit alten Zeiten zu Mirow. An dieses knüpft sich folgende hübsche Geschichte:

Zur Zeit des Fürstenhofes wohnte hier ein Leibeigener mit seiner Familie. Er hatte die Aufsicht über das jenseits der Dorfstraße gelegene Lusthäuschen nebst Garten, der sich bis zum See hinzog. Das an seine Stelle getretene Ackerstück ist jetzt noch unter dem Namen „Harrhof" (Herrenhof) bekannt. Im Sommer besuchten die Herrschaften öfter das Lusthäuschen, und Caspar, der einzige Sohn des Leibeigenen, ein hübscher aufgeweckter Junge, durfte mit den fürstlichen Kindern spielen. Er kam dann ins Schloß und als Prinzeß Charlotte schließlich Königin von England wurde, ging er als vertrauter Diener mit nach London. Nach einer Reihe von Jahren erhielt die Königin Besuch von ihren Strelitzer Verwandten, und durch deren Dienerschaft erhielt Caspar Neuigkeiten von zu Hause. Da hieß es nun, seine Eltern seien gebrechlich geworden, könnten ihren Dienst nicht mehr versehen und sollten im Frühjahr durch jüngere Kräfte ersetzt werden. Caspar ward traurig, denn er liebte seine Heimat und hatte gehofft, als Nachfolger seines Vaters die Wirtschaft in alter Weise fortführen zu können, nachdem er sich mit Hilfe seiner Ersparnisse freigekauft hätte. Jetzt freilich durfte keine Zeit mehr verloren werden. Er säumte nicht, der Königin seinen Herzenswunsch mitzuteilen, und diese, von Caspars Heimatliebe gerührt, schenkte ihm die Freiheit nebst einer ansehnlichen Geldsumme und veranlaßte ihre Verwandten, Caspar in ihrem Gefolge mit nach Mecklenburg zu nehmen. Ein Brief an die Mutter der Königin bewirkte, daß Caspar als freier Eigentümer auf dem von seinem Vater innegehabten Hof eingesetzt wurde. Er und seine Nachkommen saßen nun hier in Freud und Leid, welch' letzteres namentlich in der Franzosenzeit nicht ausblieb. Neue Not brachte dann die Separation. Der Schenkungsbrief war in den Kriegswirren verloren gegangen und gegen die Behauptung der Eigentümer, an den Grenzen ihrer Hufe dürfe nichts geändert werden, wurden allerlei Einwendungen gemacht. Schließlich hatte dann doch das Amt ein

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0086

Einsehen und erkannte die Schenkung als zu Recht bestehend an. Der umstrittene Acker heißt aber heute noch „de Ahnwendungen".*)

Dem Hofe gegenüber erstreckt sich eine heute beackerte Halbinsel, „das Buchholz" in den Mirower See. Zur Johanniterzeit fanden die Schweine hier reichlich Mastung, bis die Buchen und Eichen durch Kiefern verdrängt wurden. Da trieb man die Schweine zum Holm; sie mußten über die hohe Brücke, die davon auch „Schweinsbrücke" heißt, und mit diesem sinnigen Namen wollen wir unsere Betrachtungen schließen.

Das Hasselhorn.

Von W. Karbe, Neustrelitz.

Schon einmal ist in den „Heimatblättern" des Landdrosten von Kamptz-Mirow gedacht worden, dem auch in schwerer Zeit der Sinn für Naturbeobachtung und Heimatkunde nicht abhanden gekommen war. Durch so manchen anziehenden Bericht über seine Forschertätigkeit hat er den sonst reichlich nüchternen Inhalt der „Nützlichen Beiträge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen" wenigstens in den Jahren 1799—1809 angenehm zu beleben gewußt, und nachdem wir ihn schon als Botaniker und Mineralogen kennen gelernt haben, wollen wir uns hier von ihm auf ein anderes Gebiet führen lassen, nämlich auf das der Sagenforschung, welches aber in diesem Falle auch eng mit der Tierkunde verbunden ist. Es handelt sich um die Sage vom Hasselhorn. So viel ich weiß, findet sich diese in keiner der bisher aus Mecklenburg vorliegenden Sagen-Sammlungen erwähnt; die „Nützl. Beiträge" vom September 1808 sind die einzige Quelle für die immerhin bemerkenswerte Ueberlieferung, und es dürfte sich daher lohnen, dieselbe aus ihrer Verborgenheit ans Licht zu bringen.

Herr von Kamptz schreibt: „Vom Hasselhorn wird noch hin und wieder in Mecklenburg gesprochen. Es soll eine Art Schlangen oder Eidechsen von einer erstaunenden Größe gewesen sein, welche sich in Morästen und Brüchen aufgehalten habe, und welche einen starken pfeifenden Ton von sich gegeben haben soll. In der Gegend von Leesten, auf dem Wege nach Mölln, im Amte Stavenhagen, unter einer Brücke, soll das letzte Hasselhorn vor vielen Jahren erlegt sein."

Herr von Kamptz hatte sich schon längere Zeit vergeblich bemüht, etwas Genaueres über diese rätselhafte Tierart zu erfahren, als ihm gesagt wurde, der Fischer Stehlmann in Schwarz würde

*) Wortspiel Ahnwendungen — Einwendungen. Lediglich volkstümliche Ueberlieferung wie die ganze Caspar-Erzählung. Ahnwenning = Stelle, wo der Haken umgedreht wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0087

wohl darüber Bescheid wissen. Bei einer Zusammenkunft erzählte dieser dann dem Landdrosten folgendes:

„Ich bin ungefähr 50 Jahre alt und nähre mich schon lange vom Fischfange auf dem hiesigen See in Schwarz. Ungefähr vor 6 Jahren fischte ich mit einem Gehilfen des Nachts mit der kleinen Wade auf dem hiesigen See. Wir fingen viele große Fische, allein es war noch dunkel, und wir legten sie alle in unseren Kahn. Als es Tag ward, sahen wir zu unserem Erstaunen, daß ein Tier, so groß wie ein kleiner Aal im Kahn herumging. Wir betrachteten es genau und wunderten uns nicht wenig darüber, da wir nie von solchem Tiere gehört, viel weniger es gesehen hatten, und setzten es zum Aufbewahren in das sogenannte Kielende des Kahns, wo es aber zu unserem Bedauern, als wir zu Hause kamen, herausgekrochen war. Es war ungefähr 1½ Fuß lang und so schlüpfrig anzufassen, wie ein Aal, daher wir es nicht gut halten, und es uns beim Hereinwerfen in das Kielende, verschiedentlich beißen wollte, allein es konnte nicht beißen, denn es hatte keine Zähne wie ein Hecht, sondern nur ein so scharfes Maul wie ein Wels. Dies Tier war ohngefähr so dick wie ein mittelmäßiger Harkenstiel, hatte 4 kurze Füße, auf denen es ging, die zwar unten breit und platt waren, aber meiner Meinung nach keine Klauen hatten, worin ich mich aber wohl irren kann; denn da es über die Borde des Kahnes klettern konnte, so muß es wohl Klauen gehabt haben. Oben auf dem Rücken war es ganz grau, aber unter dem Bauche war es feuerrot, und es gab oft einen pfeifenden Ton von sich, der ordentlich ängstlich anzuhören war. Daß es kein Fisch war, ist wohl ausgemacht, und ich halte es für eine sehr große Art Eidechsen, die hier in diesem See zu Hause sind, denn vor einigen Jahren fing ich ein ähnliches Ding, welches ich aber, da es viel kleiner war und nur ein Junges schien, wieder in den See warf."

Herr von Kamptz fügt nun hinzu: „Ich zweifle keineswegs, daß diese große Eidechse das Original zu dem Hasselhorn ist und es würde mir angenehm sein, wenn irgendein Forscher hierüber mehr Licht verbreiten wollte!" Damals ist in dieser Sache anscheinend nichts weiter erfolgt, so ist es denn jetzt, nach 120 Jahren, wohl Zeit zu versuchen, ob mit Hilfe von Ueberlieferung und Naturerkenntnis diese dunkle Geschichte aufgeklärt werden kann.

Unter einer „sehr großen Art von Eidechsen", die im Schwarzer See zu Hause sein soll, kann man sich eigentlich nur den Kammolch (Triton cristatus) denken. Dieser kommt bei uns ziemlich häufig vor und führt den gut plattdeutschen, jetzt leider fast vergessenen Namen „Röhlken". Nun könnte es zwar merkwürdig erscheinen, daß die Fischer derartige Röhlken nicht sollten gekannt haben, aber immerhin leben diese Tiere nur zur Frühlingszeit während des Laichens im Wasser und dann auch kaum in Seen,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0088

sondern in Tümpeln und Sümpfen, so daß sie beim Fischen nur selten gefangen werden. So war Vater Stehlmann so etwas wohl noch nicht vorgekommen, und das „Junge", von dem die Rede ist, war zweifellos ein männlicher Kammolch, dessen Unterseite im „Hochzeitskleid", wenn auch nicht feuerrot, so doch orangegelb gefärbt ist. Aber dieser kann normalerweise nur 15 cm lang gewesen sein, ein Ungetüm von 1½ Fuß Länge und dick wie ein Harkenstiel paßt nicht in die Naturgeschichte unserer Amphibien, und wenn es sich auch um ein ungewöhnlich großes Exemplar gehandelt hat, so muß entweder die Phantasie noch nachträglich bedenklich viel zugesetzt haben oder es ist doch etwas anderes gewesen. Zunächst wollen wir uns aber einmal die Drachengeschichten ansehen, zu denen die Kamptzsche vom Hasselhorn ja zweifellos auch gehört.

Zwei Typen haben wir hier zu unterscheiden. Die in den allgemein verbreiteten Sagen und Märchen des deutschen Volkes zahlreich vorkommenden Drachen und Lindwürmer sind Ungeheuer, die in Höhlen hausen und da Schätze bewachen oder auch unter Umständen eine Jungfrau. Bei uns zu Lande ist „de Drak" eine feurige Lufterscheinung, die den Leuten, welchen er dienstbar ist, Getreide und dergleichen zuträgt. Mit diesen Feuerwesen wollen wir uns hier aber nicht weiter befassen, obgleich die ersteren oft als „feuerspeiend" geschildert werden. So der die Alpen bewohnende „Tazzelwurm", aus dessen Namen man fast auf eine Verwandtschaft mit dem Hasselhorn schließen möchte. Von Scheffel in einem launigen Gedicht besungen, scheint er aber doch einen realen Hintergrund zu haben, wenigstens erinnere ich mich vor Jahren einmal in der Leipziger illustrierten Zeitung den Bericht eines Aelplers gelesen zu haben, der ungefähr so anfing: „Ich pflückte Edelweiß auf einer Geröllhalde, als ein wüstes Getier unter meinen Händen hervorbrach." Er verfolgt es und schlägt danach, es springt gegen ihn an und beißt ihn in den Arm, worauf er es tötet, an dem Biß aber selbst beinahe zugrunde geht. Er nennt das Tier Tazzelwurm. Es war auch eine Abbildung dabei, fast wie eine Zigarre mit vier kurzen Beinen, Länge etwa 1 m. Dieser Tazzelwurm verhält sich zu dem gleichnamigen Drachen fast wie das Stehlmannsche Geschöpf zu dem sagenhaften Hasselhorn: es sind keine Riesentiere, aber sie beißen, wenn auch mit sehr verschiedener Wirkung.

Noch ein anderer Namensvetter des Hasselhorns muß erwähnt werden, das ist der Haselwurm. Ihn hat man sich anscheinend als eine kleine weiße Schlange, die unter einem Haselbusch wohnt, zu denken. Wenn man den Haselwurm fängt, zubereitet und davon ißt, so wird man unverwundbar, versteht die Sprache der Vögel und dergleichen mehr. Die mecklenburgische Volkssage scheint den Haselwurm nicht zu kennen, denn der

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0089

Schlangenkönig, der öfter darin vorkommt, ist etwas anderes. Immerhin hat Heinrich Seidel den ersteren in einer hübschen Geschichte verwendet, die zum Teil in der Rostocker Heide spielt.

Eine Erklärung für das Entstehen der eigentlichen Drachen- und Lindwurmsagen geben die versteinerten Ueberreste gewaltiger Saurier, die hauptsächlich zur Jura- und Kreidezeit gelebt haben. Wurde in früheren Zeiten, als man von Erdgeschichte noch nichts wußte, dergleichen gefunden, so hielt man sie für die Knochen der Ungeheuer, die von Siegfried, Dietrich und anderen Helden erlegt worden seien. Andererseits ist auch schon behauptet worden, einzelne dieser urweltlichen Tiere hätten sich bis in die neuere Zeit erhalten und seien wirklich mit Menschen zusammengeraten. Aber das kann nicht stimmen, das kälter werdende Klima und namentlich die Eiszeit würde in Europa wenigstens ihre Existenz unmöglich gemacht haben. Darum ist die Geschichte von dem Hasselhorn, das unter einer Brücke bei Mölln erlegt wurde, in das Reich der Phantasie zu verweisen. Allerdings kann man zuweilen in Sümpfen oder Gewässern einen starken pfeifenden Ton vernehmen, der von Schildkröten herrührt; da man dies aber nicht wußte, so dachte man sich eine große Schlange oder Eidechse als den Urheber dieser Töne. Auf diese Art ist vielleicht die Sage vom Hasselhorn bei uns entstanden. Daß aber auch heutzutage durch Riesenhechte oder Welse das Gerücht von rätselhaften Ungeheuern aufkommen kann, schildert Svend Fleuron höchst anschaulich in seinem lesenswerten Buche „Schnock", das wohl größtenteils auf Tatsachen beruht.

Was aber aus dem Geschöpf zu machen ist, welches Fischer Stehlmann aus Schwarz in der Hand gehabt haben will, läßt sich schwer sagen. Einen Wassermolch von 1½ Fuß Länge, der beißen will und in Angst erregender Weise pfeift, gibt es nicht. Allerdings sollen die Röhlken zuweilen einen Ruf, gleich dem der Unken, hervorbringen, aber das ist doch etwas anderes, ich habe es noch nicht gehört, trotzdem ich mich schon viel mit ihnen befaßt habe, auch von Beißversuchen habe ich nie etwas bemerkt. Die Annahme, daß dem Landdrosten rein etwas vorgeschwindelt wurde, ist nicht zulässig! Also gibt es in unseren Gewässern vielleicht doch noch ein unbekanntes Amphibium? Das festzustellen wäre eine dankenswerte Aufgabe, und der alte Herr v. Kamptz würde sich im Grabe freuen, wenn seine über den Drangsalen der Franzosenzeit in Vergessenheit geratene Anregung doch schließlich noch ihren Zweck erfüllte.

Kleine Mitteilung.

Ein Bär in der Gegend von Mirow.*) Walter Karbe hat uns von entlegenen Zeiten berichtet, wo Bären und andere

*) Nach Briefen im Neustrelitzer Hauptarchiv I, 535, 1.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0090

längst verschwundene Tiere in unserm Lande ihr Wesen trieben. Doch noch in viel späteren Zeiten, wo längst von den Bären keine Rede mehr war, ist die Mirower Gegend einmal von einem solchen Tier in Schrecken versetzt worden. Es war im Jahre 1694. Der Mirower Amtsschreiber Friedrich Bahrt berichtete darüber am 12. September aus Qualzow an den herzoglichen Geheimrat Gutzmer: „Der Baer ist in dieser Gegend woll vorhanden, den ihn vorgestern 3e Bauern aus Kakeldutte gesehen, und gestern ist derselbe auff hiesigem Felde gespüret und mus sich vermuhtlich auff hiesigem dicken Hörste aufhalten. Es soll ein sehr großes Thier seyn, und habe ich heute abend an die Dörffer Kakeldutt, Blanckenförde, Roggentin, Qualzow und Schillerstorff ordre gegeben, morgen in aller Frühe auf ihren Feldt-Markten umbzuspüren, ob sie denselben vernehmen, und davon morgen Nachricht hieselbst zu bringen."

Zwei Tage später gab Gutzmer aus Mirow die Nachricht von der Anwesenheit des Bären im Amte an Herzog Adolf Friedrich II. weiter. Er sandte den Brief des Amtsschreibers mit und wußte noch einiges Neue hinzuzufügen: „Und berichtet itzo der Schultze von Roggenthin, das des Mirowschen Brauwers Bruder zu Kakeldut in den Roggentinschen Busch umb Nüße zu pflücken gegangen, der Bär daselbst auf ihm zugekommen, derselbe aber, so ein solch Thier niemahlen gesehen, vermeinet, das es der böse Geist sey, in größester Angst und Schrecken ohn einziges Umbsehen davon und nach Kakeldüt gelaufen, auch das man Nachricht hette, das er biß an die Userinsche Mühlenbrücke gekommen, aber wieder umbgekehret und hinwieder zurücke gegangen, daher dan ordre gestellet ist, ihm allendthalben weiter nachzuspühren. So bald wir mehr Nachricht erhalten, wollen wir es unterthanigst melden." Mehr Nachricht ist leider nicht gekommen, wenigstens liegt in den Akten weiter nichts vor. So muß es unentschieden bleiben, ob es sich um einen aus der Gefangenschaft entsprungenen Bär handelte oder ob er etwa in Freiheit aus östlicheren Gegenden zugewandert war. Dr. Witte.

Mirower Geschichten.

Im Revolutionsjahr 1848 wurden von den Führern der Bewegung öfters freiheitliche Ansprachen an die Massen gehalten. Bei einer solchen Gelegenheit unterbrach der jüdische Bürger Moses Heine einen ihm nicht radikal genug erscheinenden Redner: „Kann der auch red'n? Runter von die Tribüne! Laßt mich mal red'n; laßt mich mal rauf auf die Tribüne!" Als er das Rednerpult bestiegen hatten, sagte er: „Mitbürger, ich schlage vor, wir marschieren nach Neustrelitz und bringen die ganze Brut um!"

Einer der Führer der Revolutionsbewegung 1848 war Rektor Roloff, der auch als Hauptmann der Bürgerwehr fungierte. Von einem Antidemokraten wurde ein Einwohner namens Mohnke angeworben, den gefährlichen demokratischen Rektor „um die Ecke zu bringen." M. begab sich zu diesem Zweck bewaffnet in den „Schwarzen Adler", wo R. gerade anwesend war. Bei Mohnkes Eintritt erhob sich der wohl den Zusammenhang ahnende Rektor und kommandierte so gebieterisch wie möglich: „Stillgestanden! Kehrt! Marsch!" Diesen Kommandoworten prompt und mechanisch folgend, marschierte M., seines Attentatsplanes vergessend, wieder zum „Adler" hinaus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0091

Der frühere Pförtner Lampe versah zugleich das Amt des Ausrufers. Als einmal ein Predigtamtskandidat in der Kirche seine erste Predigt gehalten hatte, wobei es nicht ohne Stockungen abgegangen war, tröstete ihn nach dem Gottesdienst der alte Lampe: „Dat is nich so eenfach, Herr Kannidat, un ick kann Se dat nahföhlen; denn ick wet, wo mi to Mot wier, as ick tom irsten Mol öffentlich uptreden müßt."

In den Mirower Gewässern kommt vereinzelt die europäische Sumpfschildkröte vor. Vor Jahren wurde als gewiß seltene Beute ein solches Reptil von einem alten Angler am Angelhaken gefangen. Die Seminarlehrer Neubert und Spieckermann kommen gerade des Weges, als der Angler, der ein solches Tier noch nie gesehen hat, entsetzt davonläuft und ausruft: „Mine Herren, dit is ja woll de klare Düwel!"

Zur Zeit des Drosten Schröder beantragte ein älterer Büdner vom Lande beim Großh. Amt die Erteilung der Konzession zur Einrichtung einer Schankwirtschaft. Der Drost wies den Antrag mit der Begründung ab, daß der Schankbetrieb nach dem Gesetz von dem Bedürfnis abhängen solle, worauf der Antragsteller erwiderte: „Allergnädigst Herr Drost, wenn't eener bedürftig is, denn bün ick dat doch woll gewiß."

Der wegen seines nie versiegenden Humors bekannte Gewerksmeister H. war auf dem Nachhausewege von einer Kneiperei in den Rinnstein geraten. Als er von einem Vorüberkommenden wieder auf die Beine gebracht war, sagte er: „Danke für freundliche Aufnahme!"

Schneidermeister Fritz R. wandte häufig die Redensart an: „Wat do't mit de Musik, wenn doa keen Ton in is!?"

In einem, von einem Volksdichter verfaßten Gereimsel, in dem die einzelnen Städte des Landes charakterisiert werden, heißt es von Mirow: „In Mirow da ist man bier- und liederfroh."

Hotelier C. Doß, der den „Mecklenburger Hof" erbaut hatte, veranstaltete zur solennen Einweihung desselben eine Festlichkeit mit Künstlerkonzert, wozu sich die haute volée von Mirow und Umgegend eingefunden hatte. — Der wegen seiner oft drastischen, aber treffenden Urteile bekannte Fischereipächter H. blieb während des Konzerts in den unteren Räumen des Hotels. Als ein Bekannter sein Befremden darüber äußerte und ihn veranlassen wollte, doch auch einmal nach oben in den Konzertsaal zu gehen, wehrte er energisch ab: „Werd' mich hüten; denn sonst habe ich nachher die ganze „Freßmalerei" (von Fresko) auf'm Puckel." (Der Saal war erst kurz vorher getüncht und ausgemalt.)

Der Domänenpächter W., ein wegen seiner drastischen volkstümlichen Redewendungen allgemein bekannter Herr, empfing am Stammtisch des „Schwarzen Adler" einmal den Amtsverwalter B. mit den einladenden Worten: „Kamens her, Herr Amtsverwalter; „hier wadt Gotts Wurt in'n Swung bröcht", har de Swinhörerjung seggt un har dat G'sangbok in de Pietsch bunnen."

Mit Stiefeln beladen kam Schuhmachermeister Hacker einmal von einer Kundenreise über Land zurück. Hinter Mirowdorf wurde er von einem Reitknecht aus Retzow eingeholt. Auf seine Bitte, ihn doch auch

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0092

ein Stück Weges reiten zu lassen, bestieg er das Pferd, indem er seine Stiefel über den Hals des Tieres hängte. Bald verlor er aber die Gewalt über den Braunen, und dieser sauste in voller Karriere mit dem neuen Reiter durch Mirowdorf, wobei sämtliche Stiefel verloren gingen und er selbst sich nur unter krampfhafter Anstrengung auf dem Pferde zu halten vermochte. Als ein Bekannter des Weges kam und ihm neckend zurief: „Hacker, wo wist du hen?“ antwortete er ganz verzweifelt: „Je, wet ick't?“

Es war von jeher üblich, daß die Umwohner des Ortes größere Rechnungen bei den hiesigen Geschäftsleuten spätestens im Herbstmarkt, der letzten Jahresmesse, berichtigten. Von säumigen Zahlern und aussichtslosen Kunden prägte man das Wort: „De betahlt irst'n letzten Mirow'schen Mark.“

Blinder Feuerlärm, der den ganzen Ort in Bewegung setzte, wurde einmal durch ein drolliges Mißverständnis hervorgerufen. Frau Kaufmann Barteld erhielt einmal unverhofften Besuch von einer Verwandten aus Hasselförde. Diese traf mit dem Nachtomnibus ein und mußte, da sie unangemeldet kam, die schon in tiefem Schlaf liegenden Verwandten herausklopfen. Frau B., die aus dem Fenster nach dem Begehr des Klopfgeistes fragte, hörte sagen: „Bi juch is Für“, und à tempo wurde der ganze Feueralarmapparat des Ortes in Bewegung gesetzt. Die Einlaßbegehrende hatte gerufen: „Besök ut Hasselführ“.

Ein Klassenlehrer der Ortsschule behandelte mit den Kindern ein Jägerlied, worin der Satz vorkommt: „Da kommt nun der Weidmann mit Hund und mit Blei“. Auf seine Frage, was für ein Mann das wohl sei, antwortete ein Kind: „De Fischkarrer“. (Der Fischkarrer, der mit einem Hundewagen fast täglich Fische, darunter auch Bleie, in den Straßen des Ortes feilhielt, hieß Leitmann.)

Vör der neuzeitlichen Entwicklung der Reichspost gab es in Mirow einen einzigen Briefträger, Schade, der die Brief-, Paket- und Geldbestellung besorgte. Sch. war also eine allgemein bekannte Persönlichkeit. Ein Lehrer behandelt in der Schule ein Lesestück über die Rose. Bei dem Satz: „Schade, daß die Rose Dornen trägt,“ erhält er auf die an einen unaufmerksamen Schüler plötzlich gestellte Frage: „Was ist schade?“ die prompte Antwort: „Briefträger“.

B. S.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0093

Zusammenstellung der Mirower Sehenswürdigkeiten.

Kirche (Altar und Kanzel) . . . . . f. S. 19
Fürstengruft . . . . . „ „ 23
Torhaus, jetzt Rathaus . . . . . „ „ 16, 27
Schloß mit Küchengebäude . . . . . „ „ 18, 26, 30 ff.
Grabinsel . . . . . „ „ 26, 34
Schloßbrauerei mit Johannitergewölbe . . . . . „ „ 28, 68
Wall mit Bastionen . . . . . „ „ 16, 27, 68
„Unteres" Schloß, später Seminar . . . . . „ „ 28 ff., 49 ff.
Stadtpark am See

Ausflüge . . . . . „ „ 64 ff.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0094



Hotel Mecklenburger Hof

Sonnige, behaglich eingericht. Zimmer mit und ohne Pension

Anerkannt gute Verpflegung

Eigene Konditorei

Elektrisches Licht // Zentralheizung

Auto-Garage

Mirow, Telephon Nr. 7

Bes. Henry Stefaniak

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0095



Kavalierhaus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0096

Müritzstrand.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn838012981/phys_0097

Hotel
„Zum schwarzen Adler“
Bes.: B. Kähler
Schloßstraße Mirow Telephon 42
Altrenommiertes Haus

Hotel „Goldene Kugel“
Inh. Otto Schröder
Telephon 23 Mirow Telephon 23
Gutbürgerliche Küche
Fremdenzimmer mit guten Betten
Autogarage
Schöner, schattiger Garten
Für Wassersportler sehr bequem gelegen, 1 Minute von der Bootsanlegestelle
Vereinslokal des Mirower Segel- und Rudervereins
Altrenommiertes Haus

Bahnhofswirtschaft Mirow
Inh. Arnold Wordelmann
Vollständig renoviert — Gut gepflegte Biere und Weine
Angenehmer Aufenthalt
Vereinszimmer (ehemaliges Fürstenzimmer).

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0098

Freilauf der Mühle zog sich von der südöstlich
quer über die Straße etwa hinter den beiden
den Mirowdorfer Bruchgärten entlang. An
bereien, an Stelle des heutigen Seesterns abe
haus.

Die Mühle ist durch ein modernes Dampfsä
Stau zu Gunsten der Schiffahrt beseitigt worde
nach ersterer benannt; rechts zweigt sich der F
seinen Namen wohl von den hier wohnenden F

Der am Treffpunkt der Mühlen- mit der
gende, baumbestandene Platz heißt im Volksmu
Zaun", weil er einst durch eine grüngestrichen
gefriedigt war.

Die Schloßstraße verband das Schloß mit
dessen linksseitige Erhöhung nach dem alten
berg heißt.

Die Namen Rheinsberger- und Strelitzer S
von selbst. Der größere Teil der ersteren heißt
hundert wegen der dort entstandenen Töpfer
straße; letztere hieß zeitweilig Poststraße, wei
einem ihrer Häuser untergebracht war. Die
früher Warensche Straße.

Vom Ende derselben führt links der Herre
grünen Zaun, von diesem eine feste, früher
durch das Torhaus auf die Burginsel. Rechts h
Burgberg, links die Wälle mit den Bastionen,
Kriege mit Geschützen versehen waren.

Die Burginsel gewährte den Bewohnern
Umgegend die ganze Kriegszeit hindurch wirksa
brannten alle hier befindlichen Gebäude ab, nur
der späteren Brauerei haben sich erhalten.

Die Insel war früher durch drei Brücken
verbunden; die eine führte zum neuen Schloß,
in den herrschaftlichen Küchengarten, heute
Herrensteig. Links davon liegt eine Wiese am
1500, wahrscheinlich nach dem Besitzer „im
wird.

Weiterhin führt der Fußsteig zur Bleicher
Ortsbleiche mit Bleicherhaus. Einige hundert
man auf drei mächtige Eichen, die sich aus e
wickelt haben, im Volksmund „de dre Eken"
kenswert sind auch drei Quellen, die hier auf d
am Ufer emporsprudeln.

Verfolgt man den Fußsteig noch weiter,
mit Heckenrosen und verwildertem Ziergebüsch

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard' - Euroskala Offs
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0099

ufer, „Auguſten-Ruh“ genannt nach der Frau des früheren Droſten Schröder, der für den Ort viel getan hat. Er hatte hier ſein Dienſtland und ſchuf an dieſer Stelle eine Schmuckanlage wegen der ſchönen Ausſicht über den See nach Mirowdorf zu.

Wir wenden uns jetzt rechts durch die Amtskaveln zur Chauſſee. Erſtere waren früher Droſtenacker; 1849 wurden ſie den Mirower Einwohnern in kleinen Stücken gegen geringes Entgelt überlaſſen. Um Streitigkeiten zu vermeiden, wurden die einzelnen Stücke verloſt oder ausgekavelt, daher der Name.

Der Weg hinter der Mauer des Amtsgartens hieß früher Baumgang und war zur Zeit der Hofhaltung in Mirow für fremde Fuhrwerke ge[illegible]rrt. Der daneben laufende „Große oder Kapellau-Graben“ [illegible]chon von der Leuſſower Feldmark, von den faſt verwach[illegible]n Großer und Kleiner Kapellau; er entwäſſert die [illegible]che Feldmark Mirows.

Jenſeit[illegible]die „Lehmkuhlſchen Gärten“ auf dem Gru[illegible]e, welcher das Material zum Bau d[illegible] iſt.

[illegible]en Leuſſower Weg oder K[illegible]r und zweiter Schlag, [illegible] ſind aus dem frü[illegible]m zur Zeit des [illegible]n. Es beſtand [illegible]chen, war von [illegible]wei Teiche: das [illegible]eſitzer der angren-

[illegible]eſitz der Oberförſterei, [illegible] nicht weit davon pflegte

[illegible] Dienſtlande des Bullenhalters, lie[illegible]ber die Kalitz. Letzterer Name rühr[illegible]m ſchon frühzeitig untergegangenen Dorf he[illegible] geringer Tiefe viele eigenartig geformte, fe[illegible]uch ſehr große Hufeiſen gefunden worden, ebenſo auch [illegible]und Scherben. Das im Mittelpunkt der Weide gelegen[illegible]t Pappeln umſtandene Soll heißt „de Middagsſtäd“, weil der Hirte hier ſeine Herde mittags zuſammentreibt und lagert.

Ein anderes am Wege nach Qualzow liegendes kreisrundes Waſſerloch heißt das „Spiegelſoll“, denn durch dichtes Gebüſch vor dem Winde geſchützt iſt es ſtets glatt wie ein Spiegel.

Nach Mirow zurück können wir über das „Rotland“ gehen; eigentlich Rode-Land, denn es wurde einſt vom Fürſten den

HARTBLEI
© 2009 digitalfoto-trainer.de
Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838012981/phys_0100